

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.



Ein

Deutsches Reiterleben.

Erinnerungen

eines alten Husaren-Officiers

aus den Jahren 1802 bis 1815,

herausgegeben

von

Julius von Wickede.



Erster Theil.

Landleben. — Eintritt als Standartenjunker in das von Blücher'sche Husaren-Regiment. — Feldzug von 1806. — Zug durch Mecklenburg. — Kapitulation von Lübeck. — Flucht nach Ostpreußen. — Kämpfe und Streifzüge daselbst.

Berlin,

Verlag von Alexander Duncker,

Königl. Hofbuchhändler.

1861.

Inhaltsverzeichniß.



Erstes Kapitel.

Einleitung. — Meine Familie, Geburt und eigenthümliche Taufe. — Leben meines Vaters als Husarenrittmeister. — Erziehung in einer kleinen pommerschen Garnisonsstadt. — Abmarsch des Vaters 1792 in das Feld. — Reise zu meinen Großeltern nach Mecklenburg. — Eigenthümlichkeiten meines Großvaters. — Patriarchalisches Leben auf unserem Stammgute. — Originelle Charaktere unter den Bewohnern desselben. — Wilde Reitübungen, Jagden und andere Vergnügungen. — Confirmation.

In meiner Jugend, da ich einen gar gewaltigen Abscheu gegen alles Geschreibe hegte und häufig mich lieber in den Sattel schwang, um bei Wind und Wetter und auf grundlosen Wegen einige Meilen fortzutraben, wenn ich dadurch nur der Mühe des mir verhaßten Briefschreibens überhoben werden konnte, hätte ich es mir nicht träumen lassen, daß ich in meinen alten Tagen noch zur Feder greifen und die Erinnerungen aus den bewegtesten Jahren meines Lebens aufzeichnen würde. Es ist aber wahrlich keine literarische Eitelkeit, die mich jetzt zu einem Schriftsteller macht, sondern nur der Wunsch, daß nachfolgende Bogen hie und da einigen Nutzen stiften mögen, wenn

ein glücklicher Zufall sie gerade in die Hände der richtigen Leser führt. In unserer schreiblustigen Zeit ist es etwas ganz Gewöhnliches, daß bejahrte Leute, wenn Alter oder sonstige Verhältnisse ihnen nicht mehr gestatten, in ihrem früheren Berufe thätig zu sein, die Feder in die Hand nehmen, um das, was sie erlebt oder gethan haben, nun auch niederzuschreiben. Verwitterte Diplomaten, die keine Intrigue mehr einfädeln und mit wenigen Federzügen wieder vernichten können, was ganze Bataillone mit ihrem Blute theuer genug errungen haben, geben ihre Memoiren heraus, in denen gar manche früher verschwiegen genug gehaltenen Staatsgeheimnisse oft übergeschwätzig ausgeplaudert werden. Pensionirte Schullehrer, die ihren Jungen keine Kenntnisse mehr in die harten Köpfe eintrichtern können; ausrangirte Sängerinnen, deren vertrocknete Kehlen keine schmelzenden Liebestöne mehr hervorbringen wollen; ja selbst Kammerdiener und, wenn ich mich nicht irre, auch Lohndiener und Portiers aus den Hotels größerer Städte, alle diese und noch viele andere Leute schreiben jetzt Memoiren, Tagebücher, Lebenserinnerungen oder was für Titel sonst dafür noch aufgefunden werden. Warum sollte ich alter Reitersmann denn nicht auch ein Gleiches thun und jetzt die Feder führen, da die von einer französischen Kugel gelähmte Rechte doch keinen tüchtigen Schwadronshieb gegen Deutschlands stete Erbfeinde mehr auszutheilen vermag?

Ein gutes Stück in dem alten Europa vom heißen Spanien bis zum eisigen Rußland bin ich auf munterem Rosse durchritten, gar manche blutige Schlacht von Jena

unheilsvollem Angedenken, des Herzogs von Braunschweig Heldenzug, dann die Kämpfe in Spanien und Rußland, Deutschlands Freiheitskriege, bis zuletzt Belle-Alliance das Ganze so ruhmvoll schloß, habe ich mitdurchgefochten, und wenn ich als einfacher Subaltern-Officier auch fast niemals einen gewichtigen Rath zu ertheilen hatte, so glaube ich doch manch' lustiges oder kühnes Reiterstücklein mit ausgeführt zu haben, dessen ein deutscher Soldat sich nicht zu schämen braucht. Ein paar klare, helle Augen, ein frisches, fröhliches Gemüth, was so leicht nicht verzagt, einen gesunden, hausbackenen Verstand und vor Allem ein treues, ehrliches deutsches Herz habe ich mir aber bei allen Wechselfällen meines Lebens ungeschwächt bewahrt. So habe ich denn Manches gesehen und erlebt was nicht allein des Aufschreibens, sondern vielleicht auch in unserer jetzigen Zeit des Lesens werth sein mag. Absichtlich sage ich in unserer jetzigen Zeit, denn seit abermals ein Napoleon auf Frankreichs Thron sitzt, die französischen Soldaten wieder ihr „vive l'empereur“ schreien, scheint es mir besonders passend zu sein unsere alten früheren Kämpfe mit diesen Erbfeinden Deutschlands wieder in das Gedächtniß unserer heutigen Jugend zurückzurufen. Es will mir nämlich gar nicht gefallen; ja hat mir, offenherzig gesagt, schon manchen derben Husarenfluch — den mir unser Herrgott wohl gnädig verzeihen wird, — herausgepreßt, daß man jetzt gar zu viel Geschrei von dem Geschick und der Tapferkeit der französischen Armee erhebt, weil diese in der Krim und leider auch neuerdings in Italien mit Mühe und Noth ein Paar Schlachten gegen ihre nicht geschickt geführten

Gegner gewonnen hat. Habe ich doch schon öfter die schmachvollen Worte vernehmen müssen, die Franzosen wären die besten Soldaten der Welt und wir Deutschen müßten hierin weit hinter ihnen zurückstehen. Es ist doch um aus der Haut zu fahren, wenn man solche Worte nur aussprechen hört und wiederholt habe ich den frechen Rednern derselben meine Meinung von ihrer Erbärmlichkeit auf eine so derbe Weise zu erkennen gegeben, daß sie schon genug davon haben konnten. In neun Feldzügen kämpfte ich gegen die französischen Truppen des ersten Napoleon und tauschte bei Tag und Nacht unzählige Mal gehörige Hiebe mit ihnen. Gar viele vortreffliche Soldaten fand ich darunter, Kerle, die das Herz auf dem rechten Fleck sitzen hatten und mit denen es eine Lust war, sich recht tüchtig herumzuraufen; aber im Ganzen habe ich doch stets erfahren, daß diese viel gerühmten Franzosen auch um kein Haar bessere Kriegerschaaren abgaben, wie wir Deutsche dies auch thaten, mochten wir nun aus Pommern oder Schwaben, aus Hannover oder Bayern, aus Mecklenburg oder Sachsen stammen. Sie haben uns gehörig geklopft, wenn das Glück ihnen gerade günstig war, und dann klopften wir sie dafür ein andermal wieder nicht weniger, und so ging es um und um, bis es endlich hieß: „wer zuletzt lacht, der lacht am besten" und wir ihnen so gehörige Schläge gaben, daß sie auf lange Jahre genug daran hatten und deshalb Ruhe hielten. In jenen Zeiten wurden die Franzosen aber von einem Napoleon I., nächst Friedrich dem Großen unbedingt der größte Feldherr der letzten tausend Jahre, befeh-

ligt, und jetzt haben sie einen Napoleon III., und das ist doch schon ein gewaltiger Unterschied. Oder sollten diese Truppen des jetzt wieder so herausfordernd auftretenden Frankreichs seit 1815 so ungemein an Kriegstüchtigkeit zugenommen, die der deutschen Staaten aber sich verschlechtert haben? Wahrhaftig, wenn dies wirklich der Fall wäre, dann möchte ich alter Greis aus tiefer Brust beklagen, daß des Herrn Wille mich noch eine solche schmachvolle Zeit erleben ließ und die französische Kugel bei Belle Alliance mir statt des Armes nicht gleich das Herz durchbohrte. Aber eine solche Verminderung unserer deutschen Tapferkeit und Kriegstüchtigkeit darf und kann ja nicht eingetreten sein und erbärmliche Lästerer sind es, die daran zweifeln, daß wir abermals mit Gottes Hülfe die Franzosen besiegen werden, wenn es wirklich zum Kampfe mit denselben — und über kurz oder lang geschieht dies sicherlich — kommen sollte.

Man darf den Kern unserer verschiedenen deutschen Volksstämme nicht nach den elenden Pflastertretern, müßigen Schwätzern, eleganten Salonherrchen, schachernden jüdischen wie christlichen Börsenspekulanten und ähnlichem vornehmen und niederen Gesindel, welches sich in unseren großen Städten in nur zu zahlreichen Haufen umhertreibt, beurtheilen, oder man thut uns das bitterste Unrecht hierin. In Paris und in den anderen französischen Modeorten soll es dergleichen erbärmliche und verächtliche Menschen noch mehr wie bei uns geben und doch vermag Frankreich trotzdem noch ein tüchtiges Heer aufzustellen. Und so wird es auch bei uns in Deutschland der Fall sein

und wir werden auch noch unsere muthigen Schwadronen und Bataillone wieder fröhlich ausrücken und mit Gottes Hülfe abermals siegreich zurückkehren sehen, wenn der Kampf erst wirklich zum Ausbruch gekommen ist.

Allen denen, die nun eine wirkliche Theilnahme an einem frischen, fröhlichen deutschen Soldatenleben hegen, dürften meine Lebenserinnerungen vielleicht einige Unterhaltung, und, sind es noch junge Leute, die noch etwas lernen können und wollen, auch Nutzen gewähren. Blasirte Leser, die stets nur von pikanten oder lüsternen Romanscenen nach dem Geschmack von Eugen Sue oder ähnlichen Autoren amüsirt sein wollen, modern erzogene sentimentale oder überbildete Damen, gelehrte Blaustrümpfe, affectirte Modegecken und vornehm sein wollende Börsenjünglinge; kurz, gar manche Leute beiderlei Geschlechts, wie ich solche nur zu oft vor meinen Augen vorüberziehen sehe, mögen dies Buch aber ja ungelesen lassen, denn sicherlich wird es ihren Geschmack nicht finden. Auch den Pietisten moderner Art rathe ich, solches nicht in die Hand zu nehmen, denn an manchem vielleicht etwas derben Soldatenfluch, der mir unwillkürlich entschlüpfen möchte, dürften sie leicht ein größeres Aergerniß nehmen, wie dies werth ist.

So, nun bin ich denn endlich mit dieser Einleitung, die mir wie jeder Anfang eigentlich Mühe genug gemacht hat, fertig und will mit meinem Leben selbst beginnen.

Ich stamme aus einer alten pommersch-mecklenburgischen Adelsfamilie, deren Sprößlinge seit vielen Generationen stets dem Soldatenstande angehört haben müssen. In

der langen Reihe von oft ziemlich schlecht gemalten Ahnenbildern, die auf der weißgetünchten, zwar niederen, aber sehr geräumigen Hausflur des alten Herrenhauses unseres Stammgutes in Mecklenburg hingen, konnte man die Veränderungen in der kriegerischen Tracht seit dem fünfzehnten Jahrhundert genau studiren. Da machte den Anfang ein riesig großer ehrenfester Ritter mit Harnisch und Helmvisir, eine mächtige Turnierlanze in der eisenbeblechten Fausthand haltend; später folgte ein Ahnherr von mir, der im schwedischen Heer unter Gustav Adolf ein Reiter-Regiment befehligt hatte, mit Elennskoller, pauschigen Reiterhosen, hohen gelben Stiefeln und keck aufgeschlagenem Hut; ein Anderer trug die Uniform der Dragoner unseres großen Kurfürsten und eine Inschrift besagte, daß er bei Fehrbellin den Heldentod gefunden; sein Sohn, mein Eltervater, war als Hauptmann bei der großen Garde von Friedrich Wilhelm abkonterfeit, bis dann mein Großvater, der damals die Reihe schloß, sich als Rittmeister der schwarzen Husaren Friedrichs des Großen, die Filzmütze vorn mit dem Todtenkopf und den darunter gekreuzten Knochen tief auf die Stirn gedrückt, darstellte. Mein guter Vater ward später in der Uniform der Blücher'schen Husaren, in der er 1793 in Frankreich den Soldatentod fand, in den Saal gehängt, bis dann 1806 das Mürat'sche Corps bei seinem Durchmarsch durch Mecklenburg unser altes Haus und damit auch diese Reihe unserer Ahnenbilder verbrannte. Schade darum, wenn auch die Malerei der meisten Bilder herzlich schlecht sein mochte. Unter allen diesen bunten Kriegergestalten in

Panzer und Koller, Grenadiermütze und Husaren-Dollman war nur ein einziges Portrait, welches einen ernsten, strengblickenden Mann in schwarzem Talar, weißer steifer Halskrause und eine breite goldene Gnadenkette auf der Brust niederhängend, darstellte. Ich erinnere mich noch, daß ich als Junge, wo es mir ein stundenlanges Vergnügen gewähren konnte, diese Bilder immer und immer wieder zu betrachten, bei diesem Portrait stets mit Mißvergnügen vorbeiging, ja ihm selbst seinen Ehrenplatz gar nicht gönnen mochte. Es wollte mir nicht recht in den Sinn, daß Einer meiner Ahnherren etwas anderes als Soldat gewesen und mit dem Säbel an der Seite gemalt sein könnte, und doch soll dieser, dessen Bild ich damals so haßte, ein einflußreicher Kanzler des früheren Herzogthums Pommern gewesen sein, dessen Name in der pommerschen Geschichte oft rühmlichst genannt wird.

Was nun meine eigene Person betrifft, so ward ich 1786 in einer kleinen pommerschen Landstadt, in der mein Vater damals als Stabsrittmeister des früher von Belling'schen, später von Blücher'schen, Husarenregiments in Garnison stand, geboren. Mein Vater, dessen Bild mir selbst nicht mehr recht erinnerlich ist, da ich ihn 1792, wo er in das Feld marschirte, als sechsjähriger Knabe zuletzt sah, muß nach Allem, was ich von ihm gehört habe, ein äußerst gutmüthiger, dabei aber selten wilder Mensch gewesen sein. Gerade während er mit seiner Schwadron draußen vor dem Thore exercirte, bin ich geboren worden, und ein alter Husar, ein Württemberger, der die Stelle eines Factotums in unserem Hause versah, ist meinem Vater

auf den Exercierplatz nachgelaufen, dabei aus vollem Halse jubelnd die Worte ausrufend: „Ischt a Buble, ischt a Buble, Gnaden Herr Rittmeister.“ So wie mein Erzeuger diese frohe Nachricht hört — ich war das erste Kind nach fünfjähriger Ehe und daher als Sohn und Stammhalter doppelt willkommen — giebt er dem polnischen Schecken, den er ritt, ohne Weiteres die Sporen und jagt in vollem Galopp in das Städtchen und vor unser Haus. Ohne Weiteres springt er aus dem Sattel, stürmt mit Sporen- und Säbelgeklirre in die Stube der Wöchnerin und drückt dieser einen herzhaften Kuß auf den noch bleichen Mund. Dann reißt er mich aus den Händen der erschrockenen Hebeamme, giebt mir auch einen Kuß, hält mich hoch in die Höhe und ruft mit seiner lauten Kommandostimme: „Donnerwetter, das ist ein Prachtjunge, den müssen meine Husaren gleich sehen.“ Und bevor noch die im Zimmer anwesenden Frauen ihn daran verhindern konnten, stürmt mein Vater, mich unter dem Arm nehmend, die Treppe wieder hinunter, schwingt sich auf den Schecken, der nach abgerichteter Weise unterdeß ruhig vor der Thür gestanden hat, und im Galopp geht es wieder zur Stadt hinaus nach dem Exercierplatz, wo unterdeß ein Lieutenant die Schwadron exercirt hatte. Hoch hebt der Vater sich jetzt in den Bügeln, hält mich in der Rechten über den Kopf seines Pferdes, so daß alle Husaren mich sehen können, und schreit laut: „Bursche, da seht ihr meinen Jungen, ist das nicht ein derber Bengel, aus dem noch einmal ein tüchtiger Soldat für Se. Majestät unsern König werden kann!“ Und die Husaren, die

für ihren Rittmeister durch die Hölle geritten wären, so gerne hatten sie ihn, obschon er im Dienst furchtbar strenge und zornig gewesen sein soll, lachten und jubelten und riefen: „Unser Herr Rittmeister der soll leben und sein Sohn, der „„Husarenjunge““, auch daneben.“

Die blasenden Trompeter voran, und mich statt des Säbels in der Hand haltend, ritt mein Vater nun an der Spitze seiner Schwadron zurück in das Städtchen und vor unser Haus, wo die Husaren der erschrockenen Wöchnerin noch ein jubelndes Lebehoch brachten.

So kann ich in Wahrheit sagen, daß ich schon in den ersten Stunden nach meiner Geburt auf einem Husarenpferde geritten bin. Auch meine Taufe soll eigenthümlich genug gewesen sein.

Mein Vater hat nämlich seine ganze Schwadron mit zu Taufpathen gebeten und alle Husaren sind in voller Paradeuniform mit in der Kirche anwesend gewesen, wobei der älteste Wachtmeister, ein Veteran aus dem siebenjährigen Kriege, mich im Arm getragen hat. Das Taufkissen, auf dem ich lag, ist die Paradeschabracke meines Vaters gewesen und ich selbst habe eine kleine Jacke von der dunkelrothen Farbe, wie damals die Dollmans des Regiments waren, angehabt.

An ferneren ähnlichen Sonderbarkeiten bei meiner Erziehung hat es mein Vater nicht fehlen lassen. So durfte ich nie eingewickelt werden und bis zum vierten Jahre weder Strümpfe, noch eine Mütze oder Hosen tragen, bin aber schon im ersten Lebensjahre häufig mit auf das Pferd genommen worden. Eine meiner frühesten Lebens-

erinnerungen besteht darin, daß ein alter Wachtmeister, ein geborner Ungar, der den längsten Schnurrbart trug, den ich je gesehen habe, mich vor sich auf das Pferd nahm, wenn er im Winter des Nachmittags die Husaren auf Decken spazieren reiten ließ. Durch Dick und Dünn wurde dann im vollen Galopp gejagt, und wenn ich dabei hell aufjauchzte und in kindischer Lust dem alten Wachtmeister mit meinen beiden Händen in die Spitzen seines herunterhängenden Bartes griff, lachte er selbst und die ganze Schwadron.

Meine gute Mutter konnte diese wilde Art der Erziehung leider nicht durch ihren sanften Einfluß mildern, denn schon in meinem dritten Lebensjahre starb sie bei der Geburt eines Töchterleins. Sie soll eine Frau von seltener Schönheit, dabei reich mit Vorzügen des Herzens und Geistes begabt und auch für die damalige Zeit ungewöhnlich gebildet gewesen sein. Die Tochter eines Predigers bürgerlicher Herkunft, hat mein Vater sie aus wahrer Neigung und nach vielen dabei zu besiegenden Hindernissen geheirathet und sich deshalb mit seiner sehr stolzen Familie gänzlich überworfen, so daß er mit Niemand von derselben jemals mehr verkehrte. Die tiefe Liebe zu meiner sanften Mutter hatte, so lange diese lebte, die wilde Natur meines Vaters einigermaßen gebändigt; nach ihrem Tode, der ihn so tief erschütterte, daß man einige Zeit sogar wirklich für seinen Verstand gefürchtet haben soll, ist dieselbe aber schrankenloser wie je zuvor hervorgebrochen. Wilde Trink- und Spielgelage, dann Hetzjagden zu Pferde, bei denen täglich Hals und Knochen

gewagt wurden, sollen die Zeit meines Vaters ausgefüllt haben, wenn nicht der Dienst in seiner Schwadron, den er stets sehr pünktlich betrieb, ihn in Anspruch nahm. Selbst unter den übermüthigen Husarenoffizieren jener Zeit wußte mein Vater sich einen Namen zu machen und dies will viel sagen.

Es mochte vielleicht ein Glück für ihn, denn bei solcher Lebensweise wäre er zuletzt doch körperlich und geistig zu Grunde gegangen, und auch wohl für mich sein, daß der Befehl zum Ausmarsch in das Feld allen diesen Verhältnissen ein Ende setzte. Mein Vater hatte nunmehr an meinen Großvater, der als invalider Oberstwachtmeister auf unserem Stammgute in Mecklenburg lebte, geschrieben und dieser sich alsbald bereit erklärt, mich und mein Schwesterlein vorläufig bei sich aufzunehmen, da wir beiden Kinder unmöglich allein in der Garnisonsstadt zurückbleiben konnten.

Der Abschied vom Vater, als dieser 1792 mit seiner Schwadron in das Feld gegen die Franzosen marschirte, ist mir jetzt noch lebendig vor Augen, einen solchen tiefen Eindruck machte die ganze Scene auf mich. Es schien, als wenn eine innere Ahnung ihm sagte, daß er in diesem Feldzuge seinen Tod finden und mich jetzt zuletzt sehen würde, denn er war tief bewegt und so ernst, wie ich ihn niemals gekannt hatte. Auf dem Marktplatze, wo er vor der Front seiner Schwadron hielt, hob er mich noch einmal zu sich auf das Pferd, küßte mich herzlich und sagte: „Junge, halte Dich brav und — wenn ich Dich nicht wiedersehen sollte, so werde ein tüchtiger

Soldat, der unserem Namen Ehre macht." Dabei rollten die dicken Tropfen meinem Vater in den Schnurrbart, was mir ungemein auffiel, da ich mir bisher gar nicht die Möglichkeit gedacht hatte, daß mein Vater, der selbst bei uns Kindern unter keiner Bedingung das Weinen litt, auch Thränen habe. Als ich nun gerührt auch zu weinen anfangen wollte, schien dies dem Vater doch zu arg werden zu wollen, er bekämpfte seine Rührung und meinte: „Na, nun fang Du auch nur nicht noch eine Heulerei an, Junge. — Da lauf zu den Husaren und sage denen Adieu" und damit ließ er mich zur Erde springen. Ich kroch nun noch zwischen den einzelnen Gliedern der aufmarschirt dastehenden Schwadron umher und die meisten Husaren, die mich persönlich kannten und gern hatten, da ich täglich in den Ställen und Reitbahnen umherspielte, beugten sich von ihren kleinen ukränischen Pferden herunter, gaben mir die Hand und sprachen: „Adjes Fritze halte gut aus, Junge, wir wollen Dir auch was Schönes von der Beute aus Frankreich mitbringen", und was dergleichen Redensarten noch mehr waren. Beim Abmarsch, als ich zu Fuß neben den anderen Gassenjungen noch ein weites Stück auf der Landstraße neben den Husaren herlief und mit diesen plauderte, kam an der Scheide der städtischen Feldmark der Vater noch einmal auf mich herangeritten, legte vom Sattel aus die Hand auf meinen Kopf und rief mit ungewöhnlichem Klang der Stimme: „Gott segne Dich mein Kind." Dann aber befahl seine gewaltige Commandostimme der Schwadron „Trab!" und rasselnd und klirrend trabten alle Reiter an uns vorüber

und — nimmer sah ich den Vater wieder. Er hat 1793 einen sehr schönen Soldatentod mitten im Handgemenge gefunden, nachdem er sich noch vorher den damals seltenen Orden „pour le mérite“ erworben hatte.

Auf einem kleinen Planwagen, vor den zwei ausrangirte Reitpferde des Vaters, die auf dem Gute das Gnadenbrod fressen sollten, gespannt waren, trat ich in Begleitung meines Schwesterchens die Fahrt nach Mecklenburg zum Großvater an. Der alte Württemberger, der schon zu invalide war, um noch mit in das Feld zu marschiren und jetzt auch beim Großvater fernerhin bleiben sollte, war Kutscher und Wärterin bei meiner Schwester in einer Person und besorgte diese, wie überhaupt die verschiedenartigsten Pflichten, stets mit großer Thätigkeit und Geschicklichkeit.

So schmerzlich mir auch der Abschied vom Vater, den Husaren der Schwadron und den Jungen der verheiratheten Soldaten, des Städtchens, die bisher meine steten Spielgefährten gewesen waren, vorkam, so zerstreuten die Mannigfaltigkeiten der Reise bei meinem jugendlichen Alter doch bald jeglichen Trübsinn. Bei grundlosen pommerschen und wenn möglich noch schlechteren mecklenburgischen Wegen und dabei zwei alte Reitpferde, die nicht recht ziehen wollten, vor dem Wagen, ging die Fahrt sehr langsam, und es dauerte über acht Tage, bis wir das Gut meines Großvaters endlich erreichten. Unvergeßlich wird mir stets die Stunde unserer Ankunft hier bleiben, wie sich denn überhaupt von dieser Zeit an die Jugend-

erinnerungen ziemlich klar und geordnet in meinem Kopfe festgesetzt haben.

Der alte Württemberger, der schon unterm Großvater als Husar gedient, hatte mir zwar wiederholt schon von dessen Aussehen und Wunderbarkeiten erzählt, allein das was ich jetzt sah, übertraf doch bei Weitem Alles, was ich mir in meiner kindlichen Phantasie bisher davon gedacht. Der Großvater, der früher, wie sein Bild auch noch zeigte, ein sehr stattlicher, ja selbst schöner Soldat gewesen sein mußte, war jetzt in Folge von furchtbaren Verwundungen in der Schlacht von Freiberg von der entsetzlichsten Häßlichkeit. Das linke Auge war ihm ausgestochen und mit einer schwarzen Binde bedeckt, eine breite blaurothe Narbe zog sich quer über die Stirn, Nase und Mund bis zum Kinn herab, und bildete eine so tiefe Furche, daß man fast einen kleinen Finger hineinlegen konnte. Eine Schußwunde in der Hüfte veranlaßte dabei ein starkes Hinken, so daß der Großvater nur langsam am Krückstocke gehen und mühsam mit Hülfe eines Andern in den Sattel eines kleinen starken Ponys, den er gewöhnlich ritt, steigen konnte. Es muß eine eiserne Kraft und unverwüstliche Gesundheit in diesem Körper gewesen sein, da der Großvater trotz dieser und noch mancher anderen Wunden das 75ste Lebensjahr erreicht hat.

Als wir mit unserm Fuhrwerk damals in der Dämmerungsstunde auf dem Gute des Großvaters ankamen, stand dieser uns erwartend vor der Hausthür. Die beiden Pferde vor unserm Wagen waren das Erste, auf welches er sein Augenmerk richtete und seine Worte:

„Schockschwerenoth alter Spätzelhannes, (diesen Beinamen führte der Württemberger) was hast Du denn da für ein Paar Schindmähren" die er diesem zurief, die ersten Worte, die ich von ihm hörte. „Na lang die Krabaters nur aus dem Wagen heraus, will mal sehen, was der Junge, der Wilhelm, mit seiner Pastorentochter denn für Geschöpfe in die Welt gesetzt hat" begrüßte er dann unseren Führer, der jetzt sein Gespann angehalten und von seinem Sitze abgesprungen war. Mein Schwesterchen war die Erste, die der ehrliche Württemberger aus dem Wagen hob, und mit den Worten: „Hab ganz gehorsamst zu überbringen zuerst das Madle und zweitens das Büble Ew. Gnaden Herr Oberstwachtmeister" dem Großvater hinreichte. Das kaum dreijährige Kind mochte sich vor den rauhen Worten und dem noch rauheren Aussehen des Alten fürchten, denn es fing bitterlich an zu weinen und streckte die Arme abwehrend aus.

„Pfui Teufel ein Mädchen und dazu noch ein quarrendes — na bringt die Göre nur zu meiner Frau, mit solchen Dingern mag ich nichts zu schaffen haben" brummte der Alte und schob das weinende Kind der unterdeß ebenfalls herbeigekommenen Haushälterin in die Arme. „Wo meine Schwester bleibt, bleibe ich auch" rief ich, über diesen unfreundlichen Empfang des Großvaters erzürnt, aus und faßte diese, von der ich sehr viel hielt, an die Hand.

„Ho ho Junge, Du bist nicht blöde, hast gehöriges Husarenblut im Leibe, wie ich merke, und gleichst dem Wilhelm, Deinem Vater; „laß Dich erst mal ansehen" lachte

jetzt der Alte und drehte mich herum, um mit prüfendem Blick meine Gestalt von Oben bis Unten zu mustern, was ich auch trotzig aushielt, dabei aber meine Schwester nicht loslassend. „Hm — Hm nicht übel und ein echtes Gesicht unseres Geschlechts, während die Dirne da ganz in die Pastorenfamilie hineinschlägt. — Na Ihr Fratzen kommt nur in das Haus und laßt es Euch dort gutgehen" murmelte der Großvater, faßte uns Beide an und schob uns durch eine Menge Wind-, Hühner-, Dachs- und Hatzhunde, die neugierig uns von allen Seiten umschnubberten, in die Thür unseres alten Stammhauses. Bevor er aber dort eintrat, sagte er noch zu dem Württemberger: „Spätzelhannes, alter Kriegskamerad, Du bleibst jetzt so lange Du willst, auf dem Gute, ißt und trinkst mit den Jägern und Reitknechten und pflegst Dich gut, und für Dich und die beiden Mähren dort wird sich wohl immer eine leichte Arbeit finden, daß ihr doch nicht ganz müßig geht. Also vorwärts marsch zuerst in den Stall und dann in die Küche."

So war der erste Eintritt in unser altes Stammhaus, in dem ich nun acht glückliche Jugendjahre voll der ungebundensten, fröhlichsten Lust verleben sollte.

Freundlicher, wie zuerst der Großvater, empfing uns die Großmutter, eine kleine, kugelrunde, behäbige Gestalt mit dem wohlwollendsten Gesicht von der Welt. Leider war sie außerordentlich schwerhörig, so daß man sich mehr durch Zeichen als Worte mit ihr unterhalten mußte. Der Großvater in seiner originellen Weise hatte sich eine kleine silberne Trompete angeschafft, gab ihr damit alle seine Wünsche durch geblasene Cavalleriesignale zu erkennen

und blies ihr noch des Abends, wenn Beide schon in dem breiten, geräumigen Ehebette lagen, statt des Abendgebetes den ersten Vers von „Eine feste Burg ist unser Gott" vor. Mochte das Haus auch noch so voller Gäste sein, so ließ sich der Großvater dadurch nicht in seinem Blasen stören. Er war überhaupt ein Original, wie man solches in unserer jetzigen Zeit schwerlich in der Art noch finden möchte. Er fluchte und wetterte viel im Hause und in den Ställen umher, ja schlug auch, wenn die Knechte und Dirnen faul und langsam waren, diese ohne Weiteres tüchtig mit seinem Krückstock über die Schultern, so daß er Jedem, der ihn nicht kannte, als ein hartherziger Tyrann erscheinen mußte, und doch war er — außer im Jähzorn — der gutmüthigste Mann der Welt. Obgleich seine jährlichen Einkünfte sich immerhin an 20,000 Thaler belaufen mochten, — was für die damalige Zeit in Mecklenburg eine überaus große Summe war, so herrschte doch in seiner Casse größtentheils in Folge seiner übertriebenen Freigebigkeit, eine stete Ebbe vor. Es war nur ein Glück, daß der Inspector Rettenmeyer, der überhaupt das Factotum auf dem Hofe war, wie auch die Großmutter einigermaßen auf Wirthschaftlichkeit hielten, sonst wären die Vermögensverhältnisse gänzlich zerrüttet worden. Alle Knechte, Mägde und die damals noch leibeignen Bauern und Tagelöhner des Gutes erhielten vom Großvater nicht allein häufige Geschenke, sondern wurden auch sonst viel besser gehalten, wie es in der ganzen Gegend üblich war. So wurden z. B. alle siegreichen Schlachten Friedrich des Großen, dann noch einige andere Fest- und

Ehrentage stets von sämmtlichen Gutsinsassen gefeiert und es gab dann Bier, Branntwein und kräftige Fleischspeisen für Alle vollauf, worauf dann Abends zum Tanz aufgespielt wurde. Eine Menge alter Ganz- oder Halbinvaliden war auf dem Hofe mit leichten Arbeiten beschäftigt, lebte aber sonst sehr gut, und manchen harten Gulden erhielten diese Leute aus der stets freigebigen Hand des Großvaters. Ebenso erhielten alle Bettler, fechtende Handwerksburschen, reisende Jäger und ähnliche Leute, wenn sie um die Mittagszeit kamen, ein warmes, kräftiges Mittagsessen; kamen sie am Abend, aber auch noch ein gutes Nachtlager, wozu im Backhause eine eigene Stube mit mehreren Betten stets bereit stand.

Da diese Freigebigkeit weit und breit bekannt war, so strömten alle hülfesuchenden Menschen uns zu, und es fehlte selten an mehreren derartigen täglichen Gästen, die, wenn es frühere Soldaten gewesen waren, vom Großvater außerdem noch mit Geld reichlich beschenkt wurden. Selbst wiederholte schlimme Erfahrungen konnten ihn nicht an dieser großen Gastfreiheit gegen Arme hindern. So hatte sich einmal eine berüchtigte Diebesbande unter verschiedenen Verkleidungen auf dem Hofe zusammengefunden, um alsdann in der Nacht einen Einbruch zu versuchen. Ich weiß nicht mehr, welch' glücklicher Zufall diesen Plan rechtzeitig verrieth. Der Großvater freute sich ungemein, daß seine ländliche Ruhe doch wieder einmal durch ein kleines militairisches Abenteuer unterbrochen wurde, und legte sich mit seinen zuverlässigsten Leuten in den Hinterhalt, um die Diebe selbst auf der That zu ertappen, statt

sie, wie er gekonnt hätte, ohne Weiteres im Backhause einzuschließen. Auf meine dringende Bitte ward mir, einem damals zehnjährigen Jungen, erlaubt, mich diesem Hinterhalte anzuschließen, und ich entsinne mich noch, mit welcher unendlichen Spannung ich den kommenden Dingen entgegensah. Die wohlbewaffneten Diebe erschienen auch richtig, setzten sich beim Ueberfall zuerst hartnäckig zur Wehr, wobei ein Jägerbursche leicht durch einen Pistolenschuß verletzt ward, wurden aber dann überwältigt und festgebunden. Am anderen Morgen ließ der Großvater alle diese Kerle auf den Hof bringen, Einen nach dem Anderen auf die Bank legen und Jedem, im Angesicht der zusammengelaufenen Dorfbewohner, durch den Kutscher, einen früheren Korporal, 50 gehörige Hiebe auf den H...... aufzählen. Nach beendeter Execution wurden den Kerlen die Waffen fortgenommen, dann erhielt Jeder ein gutes Frühstück, ein großes Glas Branntwein und einen Gulden Reisegeld, und der Großvater sprach: „da habt Ihr Hallunken Eure Hiebe dafür, daß Ihr mich anführen und bestehlen wolltet, nun packt Euch vom Hofe und laßt Euch nie wieder sehen, oder es giebt eine doppelte Portion.“ Die Kerle machten, daß sie fortkamen. Nach damaliger Sitte in Mecklenburg hatte der Gutsherr die Patrimonialgerichtsbarkeit auf seinen Gütern, und im nächsten Städtchen wohnte ein eigener rechtsgelehrter Justitiar, der aber bei uns niemals etwas zu thun hatte, da mein Großvater stets alle Vergehen auf frischer That durch gehörige Hiebe bestrafte. Andere Strafen kannte er überhaupt nicht und Gefängniß oder Geldbußen waren ihm etwas Unerhörtes.

Auch die Holz- und Wilddiebe aus dem nächsten Städtchen erhielten ihre gehörigen Hiebe, wenn sie sich von den Jägern erwischen ließen, dann aber regelmäßig auch eine gute Mahlzeit und konnten sich darauf wieder trollen.

Bei dieser ebenso schnellen, wie kräftigen Justizpflege war mein Großvater nicht allein unter seinen eigenen Gutsinsassen, sondern auch in der niederen Bevölkernng der ganzen Umgegend weit und breit ebenso gefürchtet wie geliebt. Nach seinem Tode soll es Allen geschienen haben, als wenn ihnen etwas fehle, und trotz der Kriegswirren der Jahre 1806—07 und der späteren Bedrängnisse ist sein Andenken lange bewahrt worden.

Ein großes Gut in Mecklenburg hatte damals (seit 30 Jahren habe ich dies Land nicht wieder betreten) etwas ganz Eigenthümliches, wie man es in der Art wohl nicht so leicht mehr in Deutschland fand. Der Gutsherr besaß sehr bedeutende Vorrechte und da der Flächenraum des Gutes oft eine ansehnliche Strecke betrug, so konnte er sich schon als ein kleiner Fürst betrachten. Die Wirthschaft selbst ward zwar ziemlich nachlässig betrieben, hatte aber doch wieder etwas Großartiges. Auf unserem Hofe z. B. war eine Mühle, Brauerei, Brennerei, Ziegelei, Schmiede, ein Stellmacher, der zugleich Böttcherarbeit machte, eine Holländerei von mehr als 100 Kühen, ein Pferdebestand von 60—80 älteren Pferden und Füllen; ein Förster und selbst auch ein Fischer waren außerdem vorhanden, so daß so ziemlich alle Rohproducte, die zum Leben gehörten, auf dem eigenen Grund und Boden gewonnen wurden. Die Tagelöhner, die in kleinen Kathen

ringsumher wohnten, erhielten statt baarem Gelde häufig Getreide, Flachs, Kartoffelland und Futter für eine Kuh geliefert, und auch die Knechte und Mägde auf dem Hofe, deren Zahl gewiß an 30—40 betrug, erhielten Flachs, Leinewand und Wolle. Der Hof selbst war großartig, obgleich alle Scheunen und Ställe nur aus Fachwerk bestanden und Strohdächer hatten. Eine schöne Allee von prächtigen Kastanienbäumen führte längs diesen langen Gebäuden, die ziemlich regelmäßig eine breite Doppelreihe bildeten, zum Herrenhause, dem Stammsitz unserer Familie. Alte feste Ritterburgen oder sonst großartige Wohnhäuser waren damals in Mecklenburg, selbst bei wohlhabenden Gutsbesitzern, äußerst selten zu finden, und so gewährte auch dies Gebäude, was kurz nach dem dreißigjährigen Krieg erbaut war, äußerlich keinen sehr stattlichen Anblick. Es war nur von Fachwerk, freilich kernfesten, mächtigen Eichenbalken, erbaut, und hatte auf dem Hauptgebäude ein tief herunter hängendes Rohrdach, was mit grünem Moose dicht bewachsen war. Zwar nur eine Etage mit einem hohen Giebel, war dies Haus, dessen Wände weiß angestrichen waren, während die Balken darin die dunkelbraune Farbe von altem Eichenholz zeigten, sonst lang und breit, und gewährte viel Raum. Trotzdem mußte dieser zu klein für die zahlreichen Gäste gewesen sein, denn an beiden Seiten des Hauptgebäudes hatte man zwei hervorspringende Flügel angebaut, die seltsamer Weise grellrothe Ziegeldächer trugen, was von dem dunkelgrünen Moosdach zwar schroff, aber wenigstens nach meinem Geschmack, nicht unangenehm abstach. Von

diesen beiden Flügeln enthielt der eine die Leute- und Wirthschaftsstuben, der andere aber 6—8 Fremdenzimmer, die bei der weit ausgedehnten Gastfreundschaft meines Großvaters selten leer standen. So äußerlich häßlich dies lange, plumpe Gebäude ohne die mindesten architektonischen Verzierungen auch nun sein mogte, und so sehr man in der jetzigen modernen, eleganten Zeit sicherlich die Nase darüber gerümpft hätte, so lag doch viel Gediegenes, Behäbiges und Festes in dem Ganzen. Aeußerem Schein war nichts hier geopfert, nicht einmal das Storchnest auf dem Giebel und die Schwalbennester über den Fenstern.

Zu dem Aeußeren paßte vollkommen das ganze Innere, mit allen Einrichtungen. Die geräumige Hausflur, auf der mindestens 40 Personen bequem speisen konnten, hatte nur einen Fußboden von rothen Ziegelsteinen und weiße Wände, allein die lange Reihe der schon erwähnten Ahnenbilder, die hier hing, gab dem Ganzen doch etwas Stattliches und Vornehmes. Von der Decke hingen mehrere Dutzende großer Erntekränze oder Kronen mit langen wehenden bunten Bändern, wie sie das mecklenburgische Landvolk damals beim Erntefest alljährlich der Gutsherrschaft in feierlichem Aufzuge zu überreichen pflegte, herab. Hier auf dieser Diele, die im Sommer stets kühl und frisch war, im Winter freilich durch zwei ungeheure Oefen, die ganze Klafter Holz verschlangen, erwärmt werden mußte, ward des Mittags und Abends stets gespeist.

Links lagen die Wohn- und Gesellschaftszimmer der Großmutter, die zwar auch nach jetzigem Geschmack äußerst einfach und altmodisch eingerichtet waren, aber

doch in vielen Dingen zeigten, daß eine alte reiche Familie darin hause. Das Staatszimmer, was gewöhnlich verschlossen war und in welches wir Kinder nur bisweilen mit scheuer Neugierde hineinschlüpfen konnten, hatte goldgepreßte braune Ledertapeten und ebensolche hochlehnige, äußerst unbequeme Sessel. Ein kostbarer persischer Teppich, den ein Ahnherr von uns bei einem Kriege gegen die Türken erbeutet hatte, bildete das Prunkstück in diesem Staatsgemach. Die Zimmer des Großvaters waren bequem, aber nichts weniger als elegant und dabei stets von dichten Tabackswolken, denn er rauchte beständig aus einer kurzen Meerschaumpfeife, angefüllt. Gewehre und Säbel und sonstige Waffen aller Art, dann Hirsch- und Rehgeweihe — mein Großvater war ein gewaltiger Nimrod — und andere Jagdtrophäen bedeckten alle Wände. In einem Glasschranke hing die volle Paradeuniform eines Stabsofficiers des Preußischen schwarzen Leibhusaren-Regiments, in einem anderen eine französische Standarte, die mein Großvater bei Roßbach erobert und die Friedrich der Große ihm geschenkt hatte. Portraits und Standbilder Friedrichs des Großen in allen möglichen Gestalten, dann auch Bilder der regierenden herzoglichen Familie von Mecklenburg waren in diesen Zimmern noch in Menge zu finden. Drei bis vier Leibhunde des Großvaters, darunter ein äußerst bissiger, alter Dachs, der sich nur allein von ihm anfassen ließ, und uns Kinder oft blutig gebissen hat, und ein riesiger Hatzhund lagen gewöhnlich auf dem Fußboden und unter dem Ofen umher. An diese beiden Wohnzimmer stieß ein großer

Saal, in dem an den Wänden hohe frische Tannenbäume einen förmlichen Wald bildeten, während der Boden dicht mit Kies beschüttet war. In diesem Saal flatterten Hunderte von allen möglichen deutschen Waldvögeln umher, mehrere Eichhörnchen kletterten in den Zweigen, Hasen, Igel und Hamster liefen auf dem Fußboden umher, mehrere unschädliche Schlangen fehlten auch nicht; kurz es war eine vollständige Menagerie vieler Thiere des Waldes und Feldes, die in Mecklenburg hausten. Ein großes umflochtenes Stück des Gartens diente diesen Thieren im Sommer zum Aufenthalt, wie denn auch im Thierpark unmittelbar unter den Fenstern des Wohnzimmers stets zahme Rehe und Dammhirsche sich befanden. Mein Großvater war ein warmer Freund von allem möglichen derartigen Gethier und brachte täglich einige Stunden unter seinen Lieblingen zu. Ein alter einarmiger Husaren-Wachtmeister hatte als einziges Geschäft die Fütterung und Wartung aller dieser Thiere. Ebenso liebte mein Großvater auch sehr alte Bäume und es gab auf seinem Gute eine Menge prächtiger Alleen, Gruppen und Wälder von Eichen und Buchen, die er nie abschlagen ließ, wie denn auch der Wildstand sehr stark war, und in den großen Herbstjagden allein oft an 20 wilde Schweine erlegt wurden. Manche im Holz gelegene Felder ließ der Großvater niemals früher ernten, bevor seine lieben Schweine, Hirsche und Rehe den größten Theil der Früchte verspeist hatten.

Ich bin vielleicht bei der Beschreibung dieses Tummelplatzes meiner lustigen Knabenjahre etwas zu weit-

läufig gewesen, allein die Erinnerung an jene glückliche Zeit und den schönen Ort, wo ich solche verleben durfte, drängt sich jetzt wieder gar zu lebhaft mir vor Augen. Ich sehe nicht allein alle Menschen und Thiere, sondern selbst die Bäume und Gebäude auf diesem Gute so klar vor mir, als ob ich das Ganze erst gestern und nicht bereits vor 54 Jahren verlassen hätte.

Mußte schon diese weitausgedehnte Umgebung, die Alles enthielt, was ein lebendiger Knabe sich nur irgendwie für seine Spiele wünschen konnte, mir sehr gefallen, so fehlte es auch nicht an Menschen auf diesem Gute, die mir wohlwollten. Einige alte Vettern und Basen, oft so weitläufig mit uns verwandt, daß nur ein mit der Genealogie des mecklenburgischen Adels sehr Vertrauter diese Verwandtschaft erklären konnte, mangelten fast niemals in den Fremdenzimmern und lebten oft Monate lang bei uns. Erstere wären in der Regel ehemalige Militairs, letztere Stiftsdamen aus den mecklenburgischen Fräuleinstiften.

Alte Kriegskameraden des Großvaters aus dem preußischen Heere stellten sich häufig zu langen Besuchen ein und brachten auch ihre Söhne, die mitunter noch im Dienste standen, mit, so daß selten eine Zeit war, wo die preußischen Uniformen auf unserem Gute fehlten und ich fort und fort in Erinnerungen an den preußischen Waffenruhm, besonders aus der Zeit des siebenjährigen Krieges, aufwuchs. Aus der umliegenden Nachbarschaft kamen viele behäbige Gutsbesitzer mit ihren derben Söhnen und vollbusigen, rothbäckigen Töchtern zum Besuch; es wurde

häufig nach dem Klange eines alten Spinets getanzt und ungezwungene Lustigkeit herrschte überall. Zur Zeit der großen Herbstjagden wimmelte es auf dem Hofe oft so von Gästen, daß die geräumigen Fremdenzimmer mit ihren Gastbetten nicht ausreichten und die jüngere Männerwelt ihre Lager auf der Erde in den Bodenkammern zur allgemeinen Belustigung aufgeschlagen erhielt.

Wer mit dem Großvater reiten, jagen und Soldatengeschichten anhören oder erzählen konnte, gern ein Glas Rheinwein oder Punsch trank und gar noch, wer preußischer Offizier oder mecklenburgischer Gutsbesitzer war, durfte sicherlich als Gast willkommen sein, und wenn er seinen Besuch auch noch so lange ausdehnte. Freilich mußte er mit der einfachen Lebensweise sich begnügen, denn außerordentliche Umstände wurden nur einmal, als der im Lande sehr beliebte Herzog Friedrich Franz von Mecklenburg unser Haus beehrte, gemacht. Alle Speisen waren einfach, aber kräftig und reichlich, mehr wie Suppe, Gemüse, Fleisch und dann Braten, dem des Sonntags noch ein selbstgebackener Kuchen folgte, kamen nie auf den Tisch, mochten auch noch so viele und vornehme Gäste bei uns anwesend sein. Aus Abneigung gegen alles Französische ließ der Großvater auch niemals französischen Wein kommen, obgleich solcher damals in Mecklenburg allgemein getrunken wurde, sondern leichter Rheinwein war das Tischgetränk, Ungarwein und alten Rheinwein gab es aber des Sonntags oder an den Jahrestagen der siegreichen Schlachten des siebenjährigen Krieges oder anderen Festgelegenheiten. Solchen Rheinwein,

den der Großvater stets von einer renommirten Weinhandlung in Lübeck bezog, wurden mindestens an 25 bis 30 Oxhofte jährlich bei uns ausgetrunken; Kaffee des Morgens und Thee des Abends ward nur für die weiblichen Gäste bereitet, die Männerwelt mußte sich mit kalten Fleischspeisen, Wein und Punsch, verschiedenen, von unserer alten Haushälterin vortrefflich bereiteten Fruchtbranntweinen oder auch Wasser- und Biersuppen begnügen. Bei dieser weit ausgedehnten Gastfreundschaft, denn nach damaliger Sitte kamen fast alle unsere Gäste mit eigenen Pferden und Reitknechten, die dann ebenfalls Wochen lang verpflegt werden mußten, und der vielen überflüssigen Menschen, die sonst aus Gutmüthigkeit ebenfalls reichliche Beköstigung Jahr aus, Jahr ein erhielten, ward freilich ein ansehnlicher Theil des Fleisches, Getreides, der Butter, Milch und sonstiger Produkte des großen Gutes statt verkauft zu werden, selbst verzehrt. Mindestens 40 bis 50 Schweine, 100 Gänse, 6 bis 8 Rinder, 40 bis 50 Kälber und zahlloses Geflügel und Wildprett aller Art wurden alljährlich in der weitläufigen Küche in kräftige Speisen verwandelt. Das Amt, welches Frau Hinzmann, die Wittwe eines Regimentsquartiermeisters und jetzige erste und allein gebietende Ausgeberin auf dem Hofe, mit unausgesetzter Sorgfalt und Treue verwaltete, war nicht leicht, obschon an 8 bis 10 feste, dralle Dienstmädchen und Köchinnen sie dabei unterstützten. Eine größere, wohlausgestattetere Speisekammer, wie solche Frau Hinzmann unter ihrem mächtigen Schlüsselbunde in Verschluß hielt, habe ich niemals wieder in meinem Leben

gesehen. Wie Grenadiere so stolz aufmarschirt, standen hier die langen Reihen der mächtigen Töpfe mit Butter, Schmalz und allem möglichen Eingemachten, dann die großen Haufen von Fein- und Roggenbroden, die endlosen Reihen von Würsten und Schinken, die an den Wänden und Decken hingen, kurz, für einige hungrige Schwadronen mußte dies ein prächtiger Anblick sein.

Der erste Inspector des Gutes, der die ganze Feldwirthschaft leitete, um welche der Großvater sich niemals bekümmerte, war ein echter Mecklenburger mit wohlgenährtem Bäuchlein, rundem Gesicht und ruhigem aber verständigem Ausdruck. Er übereilte sich in nichts, liebte zwar keine Neuerungen, hatte sicherlich in seinem Leben noch kein landwirthschaftliches Buch gelesen, war aber ein alter Praktikus, der, so weit es die eigenthümlichen Verhältnisse bei uns erlaubten, dem Gute den größtmöglichsten Ertrag abzugewinnen wußte. Die übertriebene Hegung des Wildstandes und die Begünstigung der vielen alten preußischen Soldaten, die der Großvater für alle möglichen Stellen auf dem Hofe anstellte und die oft weder sonderliches Geschick noch große Arbeitslust zeigten, hinderten freilich den Herrn Hinzpeter, „so hieß der Inspektor", nur zu häufig in seiner wohlgemeinten Thätigkeit. „An die 6000 Thaler mehr jährlich wollte ich dem gnädigen Herrn gern abliefern, wenn wir nur die vielen Hirsche und Husaren nicht zu füttern brauchten", klagte Herr Hinzpeter oft, indem er dabei sein breites Gesicht zu einem schmerzlichen Grinsen verzog. Alle Kutscher, Reitknechte, Gutsjäger, Bediente, Gärtner, dann der Kornschreiber, der Stall-

halter, ja selbst die Kuhhirten waren preußische Halbinvalide, größtentheils von dem Husarenregiment, bei dem der Großvater selbst gedient hatte. So brave Soldaten auch sicherlich alle gewesen waren und so köstliche Originale sich unter dieser Sammlung auch befanden, so paßten doch Manche von ihnen nur schlecht in die Verhältnisse einer großen mecklenburgischen Gutswirthschaft. Bestand übrigens im Herrenhause ein guter Theil der Unterhaltung aus Erzählungen der Kriegsthaten Friedrichs des Großen, so war dies in der Beitischstube des Wirthschaftshauses, wo diese alten Soldaten hausten, in noch viel höherem Grade der Fall. Tausend und aber tausend Soldatenanekdoten, Bivouaksgeschichten, kühne Husarenstücke aus allen Kriegen des großen Preußenkönigs wurden hier stets mit zwar oft sehr derbem, dabei aber frischem und witzigem Humor erzählt. Ein Geschichtsschreiber des siebenjährigen Krieges hätte auf unserem Hofe überhaupt die reichste Fundgrube des trefflichsten Materials entdecken können; für mich, den lebhaften Knaben aber war es ein großer Genuß, diesen Erzählungen zu lauschen und ich verließ oft gern die wildesten Spiele, um in den langen Winterabenden viele Stunden in diesen Jäger- und Kutscherstuben zu verweilen. Sowohl bei Herrn Hinzpeter wie auch bei den eingebornen mecklenburgischen Knechten und Gutsinsassen traf übrigens das preußische Soldatenthum und das stete Hervorheben Friedrichs des Großen oft auf sehr entschiedenen Widerspruch. Die preußischen Soldaten hatten im siebenjährigen Kriege in Mecklenburg übermäßige Kriegssteuern eingetrieben und

auch sonst mitunter sich sehr übel betragen und waren daher dort gar nicht sonderlich beliebt, wie denn überhaupt dies knappe, kurze, strenge und schnelle preußische Soldatenwesen der etwas breiten, bequemen und schwerfälligen Natur des mecklenburgischen Landvolkes schlecht zusagte. Noch ungleich größer wäre bei uns häufig der Zank gewesen, wenn nicht die unbezweifelte Verehrung wie der Respect, den der Großvater überall genoß, solchen verhindert hätte, da man wußte, daß er stets unbedingt auf Seite der Preußen stand. Wer auch nur ein Wort in seiner Gegenwart gegen das preußische Heer oder gar gegen Friedrich den Großen zu äußern gewagt hätte, der hätte sicher auf seinen grimmigsten, rücksichtslosesten Zorn rechnen dürfen. Noch als siebzigjähriger Greis forderte der Großvater einen jungen österreichischen Rittmeister, der in seiner Gegenwart einen spöttischen Witz über die preußische Armee gemacht hatte, auf Leben und Tod und nur mit Mühe ward dieser Zweikampf von beiderseitigen Verwandten wieder beigelegt.

Einige Monate mochte ich mich nun schon auf dem großväterlichen Gute befunden haben, als es den Großeltern, oder eigentlich wohl nur der Großmutter, einfiel, daß es nachgerade Zeit sein würde, mir den ersten Schulunterricht geben zu lassen. Bisher hatte sich weder im Garnisonsorte des Vaters noch hier irgend ein Mensch hierum gekümmert und obgleich ich schon ein großer Junge war, der täglich die Pferde in die Schwemme ritt und den Jäger stundenlang auf den Dohnenstrich begleitete, kannte ich doch noch nicht die ersten Anfangsgründe der

schweren Kunst des Lesens. Der Großvater ließ nun mit einem derben Fluch über seine Vergeßlichkeit den Dorfschulmeister kommen und gab ihm den ehrenvollen Auftrag, mich in die Geheimnisse des Buchstabirbuches einzuweihen. „Schon Er den Bakel nicht, Schulmeister, ohne Hiebe hat noch kein Junge lesen gelernt, und denke Er dabei nicht, daß Er den Junker vom Herrenhofe, sondern nur jeden andern Dorfbengel vor sich hat." Mit dieser zwar derben, aber nichts weniger wie aristokratischen Ermahnung schloß der Großvater die Rede, womit er mich meinem neuen Lehrer übergab.

Der alte Dorfschullehrer, Küster und Todtengräber „Hauto", diesen charakteristischen Namen führte er, schwang den Haselstock so kräftig über die Rücken der gesammten Dorfjugend, daß er auch bei mir, dem Junker vom Hofe, keine Ausnahme darin machte. Er nannte mich zwar stets „Herr Junker", hieb aber nichtsdestoweniger gehörig darauf los, wenn ich dumme Streiche machte, und dies geschah fast täglich, denn ich war von meinem sechsten bis zwölften Jahre der ausgelassenste, übermüthigste Junge, den es dazumal viele Meilen weit in der Runde auf einem mecklenburgischen Gutshofe nur geben konnte. So habe ich mit meinen beiden unzertrennlichen Gefährten in den Spiel- wie Unterrichtsstunden, des Nachtwächters ältesten Jungen „Fritz" und des Försters „Johann Jochen", denn die Armmuskel des alten „Hauto" unzählige Mal in Bewegung gesetzt und unsere Rücken mußten manchen gut gemeinten Hieb fühlen lernen. Der alte Hauto, der in seiner Jugend ebenfalls als Soldat, aber im mecklenbur-

gischen Reichskontingent und später bei den Schweden gedient hatte, war dabei ein alter, finsterer, brummiger Geselle, der ganz allein im Schulhause wohnte, sich jeden Abend auf eigene Hand dick und dünn in selbst destillirtem Branntwein betrank, nichtsdestoweniger aber einen Landschullehrer ganz nach der guten alten Art abgab und den Bauerjungen gerade so viele Kenntnisse beibrachte, wie sie für ihr ferneres Leben nöthig hatten. Er kannte eine Menge geheimnißvoller Kräfte der Natur, verstand es, auf eine mir unerklärliche Weise die heftigsten Blutungen zu stillen, Rosen und kaltes Fieber sogleich durch Berührungen mit seinen Händen und einige seltsame Bewegungen und Besprechungen zu vertreiben und ließ die grimmigsten Hunde auf sich hetzen, ohne daß diese ihn zu beißen wagten. Bei den Bauern weit und breit stand er eigentlich in dem Ruf eines Hexenmeisters, alle hatten eine abergläubische Furcht vor ihm und nach seinem Tode ging das Gerücht im ganzen Dorfe, der alte Schulmeister Hauto spuke auf dem Kirchhofe. Sei dem nun wie ihm wolle, das Lesen, Schreiben und einfache Rechnen brachte er mir in den vier Jahren, die ich Unterricht bei ihm hatte, ziemlich gründlich bei; weiter freilich konnte er meine Kenntnisse nicht bereichern.

Ich mochte wohl schon an eilf Jahre alt sein, als der älteste Bruder meines Vaters, der künftige Majoratserbe, der jetzt auf einem acht Meilen weit entfernten Nebengute in Preußen wohnte, beim Großvater darauf drang, daß ich als junger Edelmann doch etwas mehr, wie jeder Bauerjunge des Dorfes, lernen müsse. Um dies zu erreichen

ward ich nun aus der Zucht des alten Hauto, der übrigens in demselben Jahre noch starb, genommen und dem Gutspastor, der in dem eine halbe Meile entfernten Dorfe wohnte, übergeben. Der Herr Pastor Schönrock, ein geborener Sachse, war ein gelehrter, braver Mann, besaß aber leider nicht die gehörige Energie, um mir wilden Jungen den nöthigen Respekt einzuflößen. Er war ein kleiner, korpulenter Mann voll komischer Angewohnheiten und dabei trotz seiner großen Büchergelehrsamkeit in allen praktischen Dingen von der lächerlichsten Ungeschicklichkeit. Die Philologie war seine Hauptwissenschaft und selbst ich sollte nach seinem Wunsche viel Lateinisch und Griechisch lernen, machte aber natürlich auch nicht die allermindesten Fortschritte hierin. Der Großvater lachte, als der Pastor ihm dies klagte und rief: „Dummes Zeug, der Junge soll später preußische Husaren commandiren und die Kerle verstehen den Teufel von all dem gelehrten Krimskram, wozu soll er sich also mit dem Lateinischen und Griechischen den Kopf zerbrechen." Daß ich nach solcher Aeußerung des Großvaters alle meine griechischen und lateinischen Bücher in das Feuer warf und nichts weiter davon profitirte, wird man begreiflich finden. Geographie, Geschichte, Religion und auch etwas Französisch lernte ich übrigens von dem guten, alten Pastor einigermaßen, wenn freilich mir leider auch hierin manches Wissenswerthe unbekannt blieb. Im Französischen war mein Lehrer zwar ein tüchtiger Grammatikus, hatte aber die Gewohnheit, alle Worte im reinsten sächsischen Dialekt eines guten Meißner Stadtkindes auszusprechen, was

stets sehr komisch klang. Diese sächsische Aussprache des Französischen übertrug sich auch auf mich, ich habe mir solche niemals ganz wieder abgewöhnen können und bin später oft damit geneckt worden. Obgleich unsere Bauern den sächsischen Dialekt ihres Pastors nur sehr schwer verstanden, so mochten sie seine Predigten doch gern hören und behaupteten, es klänge gleich ganz anders, wenn er auf der Kanzel stände, als wenn ein gewöhnlicher Mensch spräche, und man könne so gut dabei einnicken.

Da der Pastor eine halbe Meile vom Hauptgute entfernt wohnte, so mußte ich trotz Wind und Wetter und der oft grundlosen Wege jeden Morgen zu Fuß dahin laufen, aß dann im Pastorhause zu Mittag und lief am Abend wieder nach Hause. Diese abhärtende Lebensweise bekam mir vortrefflich und ich ward ein so starker, kräftiger Junge, wie man sich ihn nur wünschen konnte, obgleich ich von Wuchs nur klein blieb und nie mehr wie die Mittelgröße erreicht habe. Wenn ich jetzt als alter Mann die Erziehung der Jungen in unseren höheren Ständen mit ansehe, so kann ich nicht begreifen, wohin eine derartige Verzärtelung und Verpimpelung und ein Angewöhnen von tausenderlei unnützen Bedürfnissen des Luxus und der Mode führen soll und wie man auf eine solche Weise kräftige Offiziere, die körperlich im Stande sind, die Strapazen eines Feldzuges zu ertragen, heranbilden will. Ich kannte bis zu meiner Einsegnung weder Halsbinde noch Mantel, sondern lief in Wind und Wetter stets in kurzer Jacke, bloßem Halse und häufig auch ohne Mütze umher. Ob ich nasse Füße hatte oder nicht, darauf

auch nur im Mindesten zu achten, fiel mir nicht ein, und wenn im Winter der weitläufige See auf unserem Gute mit der Wade gefischt wurde, habe ich zu meiner großen Freude oft halbe Tage lang den Fischern bei der Arbeit geholfen, obgleich man dabei bis über die Knie im kalten Eiswasser stehen mußte. Auch die Parforcejagden, die im Herbste bei uns geritten wurden, ritt ich fast immer im bloßen Kopfe mit oder begleitete im Winter den Förster auf den Anstand und fror in meiner Jacke gern einige Stunden, wenn ich dann nur die Aussicht haben konnte, einen guten Schuß thun zu dürfen. Hatte ich wirklich bei dieser Lebensart mich einmal etwas zu sehr erkältet, nun so kochte unsere gute Ausgeberin mir einen schweißtreibenden Kamillen- oder Fliederthee, es ging dann in's Bett und am andern Morgen war ich wieder frisch und munter. Auch Beulen und Quetschungen, die bei dem wilden Leben zu Roß oder durch Feld und Busch wohl mitunter vorkamen, wurden durch ein einfaches Hausmittel wieder geheilt, ohne daß sonst viel Wesen darüber gemacht werden durfte. Der Arzt aus dem nächsten Städtchen hatte auf unserem Gutshofe überhaupt verzweifelt wenig zu thun, und wenn er dennoch ziemlich häufig zu uns kam, so geschah dies mehr, um mit dem Großvater alten Rheinwein zu pokuliren und Karten zu spielen, als um Rezepte zu schreiben. Nach alter Sitte sandte mein Großvater dem Doctor dennoch regelmäßig am Neujahrstage zwölf gut geränderte Holländer Dukaten, einen fetten Rehbock und einen gefüllten Flaschenkorb.

Auf diesem Gute des Großvaters verbrachte ich nun

meine glückliche Jugendzeit bis zum Antritt des 16ten Lebensjahres. Zahllose tolle und wilde Jugendstreiche habe ich während dieser Zeit verübt und manche tüchtige Schläge als wohlverdiente Strafe vom Großvater dafür in Empfang genommen, mich sonst aber stets vortrefflich befunden. Für einen zukünftigen Gelehrten hätte meine Erziehung freilich nicht gepaßt, für einen künftigen Cavallerieofficier eignete sie sich aber ganz gut. Ich hatte klare Sinne, einen gesunden Körper, konnte reiten, fechten, schießen, schwimmen auf die beste Art, besaß so viele Kenntnisse, wie in damaliger Zeit von einem Officier im Preußischen Heere verlangt wurden, und hegte vor Allem einen glühenden Wunsch, recht bald ein Soldat werden zu können, und als solcher für die Ehre der Preußischen Fahne zu leben, — oder wollte das Schicksal dies so, auch auf dem Schlachtfelde muthig zu sterben. Für einen angehenden Junker der Cavallerie sind dies aber Alles sehr schätzenswerthe Eigenschaften, weit besser, wie manche Büchergelehrsamkeit.

Daß ich aber Preußischer Soldat werden müsse, stand nicht allein bei mir, sondern auch bei dem Großvater so fest, daß er sich gar nichts Anderes denken konnte. Schon 1793, als die Nachricht von des Vaters Tode bei uns anlangte, hatte der Großvater in einer bei ihm sonst ganz ungewöhnlichen gerührten Stimmung zu mir gesagt, indem er die Hand dabei auf meinen Kopf legte: „Dein Vater ist als ein braver Soldat gestorben und hat unserem Namen keine Schande gemacht, und da nimm Dir ein Beispiel daran, Junge, und werde auch so, und

wenn Du auch im Felde bleibst, so schadet das nichts, wenn Du nur vorher recht viele verdammte Franzosen zusammengehauen hast, — und nun laß nur das alte Flennen sein, damit machst Du den todten Vater doch nicht wieder lebendig", wischte sich dabei aber, wie mir wohl erinnerlich blieb, mit der umgewandten Hand selbst eine Thräne des Schmerzes um den Gefallenen aus dem Auge. Mein Vater war früher der Lieblingssohn des Großvaters gewesen, bevor seine Heirath gegen dessen Willen die Entzweiung hervorrief.

Da das Majorat meinem ältesten Onkel, der ebenfalls Söhne hatte, anheimfiel und mir nur ein Capital von 18,000 Thalern zukam, so mußte ich auch schon, um mir meinen Lebensunterhalt zu verdienen, Soldat werden. Hätte man mir in meinen Jugendjahren übrigens die Wahl zwischen einer Million oder einem Preußischen Officierspatent gelassen, unbedingt hätte ich nach Letzterem gegriffen.

Meine Einsegnung, zu der ich sehr viel kernhafte Bibelsprüche, die mir glücklicher Weise bis in mein hohes Greisenalter im Gedächtniß geblieben sind, auswendig gelernt hatte, war geschehen und somit auch der Zeitpunkt nahe gerückt, wo ich in den Waffendienst eintreten sollte. Obgleich der Großvater mit der damaligen Politik Preußens nicht im Mindesten einverstanden war, und besonders über die Baseler Convention und die stete Neutralität Preußens, das seiner Ansicht nach beständig gegen die Franzosen und deren revolutionaire Politik hätte ankämpfen müssen, viele Tausende der kräf-

tigsten Soldatenflüche losgedonnert hatte, so blieb es doch selbstverständlich, daß ich nur in die Preußische Armee eintreten könne. „So kann es nicht bleiben. Se. Majestät der König wird hoffentlich bald daran denken, daß er der Erbe des alten Fritz ist, dies hundsföttische Lumpengesindel in Berlin, was immer um die Franzosen herumschwänzelt, zum Teufel jagen und dann geht der Krieg gegen den Herrn Bonaparte los und, Junge, Du kannst auch noch auf diese Franzmänner einhauen, wie wir das bei Roßbach gethan haben. Junge, das war eine Lust, und wenn ich nicht so ein alter ausrangirter Krüppel wäre, ich sage Dir, heute lieber wie morgen ginge ich wieder mit, wenn es heißt vorwärts marsch gegen die Franzosen", sprach der Großvater oft, und das kriegerische Feuer des alten rühmlich gedienten Officiers blitzte dann aus seinen Augen, und machte ihn trotz seiner sonstigen Häßlichkeit — wenigstens in meinen Augen, schön. Da es also bestimmt war, daß ich ein Preußischer Cavallerist werden sollte, so wandte sich der Großvater an den General-Lieutenant von Blücher, den Chef des Husaren-Regiments, bei dem auch mein Vater gestanden hatte, damit dieser mich als Junker bei seinem Regimente anstellen möge. Der Großvater, obgleich an 12 Jahre älter, war doch noch ein Dutzbruder vom General Blücher, mit dem er früher vielfach zusammen gelebt hatte. Der charakteristische Brief, mit dem der General Blücher eigenhändig das Schreiben des Großvaters wegen meiner Anstellung beantwortete, lautete folgendermaßen:

„Alter Freund und Bruder

Sehr hat es mir gefreut, Deine Krähenfüße mal wieder zu sehen, aber das Lesen davon ist ein verteufelt schwer Stück Arbeit. Daß der Junge Husar werden soll, habe ich mich gar nichts anders gedacht, und versteht es sich, daß ich ihn gern in mein Regiment als Junker annehmen will, da ja sein Vater auch schon einen so schönen Tod darin gefunden hat. Schicke den Jungen nur nach Stolpe, wo der Oberst jetzt ist, an den will ich schon deshalb schreiben, daß er ihn als Junker einrangirt und einen gehörigen Husaren aus ihn macht. Die Art dazu wird er schon haben, denn das Blut von Euch ist gut, das weiß ich schon lange.

Wenn ich mal Urlaub kriege, dann möchte ich Dich wohl mal auf Dein Gut in das schöne Mecklenburg besuchen, und ein Paar vergnügte Tage bei Dich verleben und so ein halbes Dutzend starke Hirsche schießen. Ich habe hier in Münster man so viele ecklige Geschäfte und der Weg ist auch so verteufelt weit. Na wer weiß, ob ich doch nicht im nächsten Herbst kommen kann. Grüße Deine wackere Hausfrau vielmals und sei versichert, daß ich Alles vor Deinem Jungen thun werde, was ich nur vermag. Dein Blücher.“

Somit war denn mein Schicksal entschieden, und es wurde Alles gerüstet, daß ich in den nächsten Wochen abgehen könne, um in das von Blücher'sche Husaren-Regiment, von dem die meisten Schwadronen in Pommern, zwei aber im Münsterschen in Quartier standen, als Junker einzutreten.

Zweites Kapitel.

Eintritt als Standartenjunker in das von Blücher'sche Husaren-Regiment, im Frühling 1802. — Zweikampf mit einem Studenten in Greifswald. — Lustiges, tolles Leben und sehr strenger Dienst in den pommerschen Garnisonsstädten. — Jugendlicher Uebermuth. — Versetzung nach Münster im Sommer 1804. — Wesen des General-Lieutenants von Blücher. — Verhältnisse im Münster'schen Gebiete. — Beförderung zum Cornet im Jahre 1805. — Zweikampf mit einem französischen Dragoner-Capitain. — Lob darüber aus Blüchers Munde. — Commando nach Polen. — Längerer Aufenthalt in Berlin. — Charakteristik des Prinzen Louis Ferdinand und des Feldmarschalls von Möllendorf. — Uebelstände in der Preußischen Heeresorganisation. — Liebesverhältniß mit einer polnischen Gräfin.

Der Gedanke, jetzt Preußischer Husar werden zu können, und somit endlich am Ziel meiner Wünsche zu sein, machte mir den Abschied vom Großvater und allen Leuten, Pferden, Hunden und sonstigem Gethier des Hofes, ungleich leichter, wie dies sonst der Fall gewesen wäre. Mein Schwesterchen, die ich trotz aller meiner sonstigen Wildheit ungemein liebte, ward seit einem Jahre bei einer entfernt wohnenden Tante erzogen, da die Großmutter wohl ein-

sehen mochte, daß das ganze Getreibe auf unserem Hofe sich nicht zur Erziehung eines jungen Mädchens eignen würde. Leider habe ich meine Schwester, die im Jahre 1806 unter sehr tragischen Umständen starb, niemals wiedergesehen.

Am Tage vor meinem Abgange versammelte der Großvater noch alle Nachbaren und Bekannte zu einem großartigen Gastmahle, was nach damaliger Sitte mit einem allgemeinen Trinkgelage endete. Zum Erstenmal in meinem Leben ward ich jetzt zur Gesellschaft der Erwachsenen gezählt und vor Beginn der Tafel allen Anwesenden feierlichst vorgestellt. Mein Großvater, der bei dieser Gelegenheit in seiner schwarzen Husarenuniform erschien, weihte oder richtiger schlug mich auf eine etwas eigenthümliche Weise zum Ritter. Er gab mir nämlich vor allen versammelten Gästen auf der großen Hausdiele, wobei alle Fenster von den neugierig zuschauenden Dienstleuten des Hofes und den Dorfnachbaren dicht besetzt waren, eine laut klatschende Ohrfeige, daß die Backe förmlich aufschwoll, und sagte dabei lachend: „Det ist nu der letzte Schlag, Junge, den Du Dir in Deinem ganzen zukünftigen Leben darfst ungestraft geben lassen. Wer von jetzt an Dir beleidigt oder Dir nur ein schiefes Maul zieht, den forderst Du vor den Säbel und haust Dich mit ihm herum, so lange noch ein Blutstropfen in Dir ist. — Hast Du mir verstanden, Junge?“ Als ich dies bejahte, meinte der Großvater: „Na das ist gut, das wollte ich mir auch ausgebeten haben, und da hast Du denn auch eine

Waffe und führe sie mit Ehren vor Sr. Majestät dem Könige von Preußen oder vor einen anderen deutschen Fürsten und auch vor Deine eigene Ehre, wie alle Deine Ahnen da“ und dabei wies er auf die Reihe der an den Wänden aufgehängten Ahnenbilder, „und wie ich und Dein seliger Vater dies auch gethan haben und wie Deine Söhne — wenn Du nämlich erst mal welche haben wirst, dies auch hoffentlich thun werden.“

Nach dieser kurzen aber erbaulichen Anrede, gab mir der Großvater einen Kuß auf die noch von seiner Ohrfeige roth glühende Backe (ich habe ihn niemals sonst küssen gesehen) und überreichte mir zugleich einen schönen neuen Säbel, wie ihn damals die Standartenjunker des von Blücherschen Husaren-Regiments trugen. Oben am Griff war unser Familienwappen eingravirt, wie es in jener Zeit häufig Sitte war. Ich ging jetzt bei allen Anwesenden umher, schüttelte den Männern die Rechte, küßte den Damen die Hand und gab auch einigen hübschen Bäschen und anderen näher bekannten jungen Mädchen einen Kuß auf ihre rosigen Wangen oder lieber noch auf den Mund, wobei Einzelne sich freilich unter dem allgemeinen Gelächter der ganzen Gesellschaft, etwas sträubten und zierten. Von dieser Stunde an ward ich förmlich als Erwachsener betrachtet, durfte meine Pfeife rauchen und wenn ich Lust dazu hatte, auch mit den Herren pokuliren, was der Großvater bisher nicht erlaubt hatte, und ward auch von allen Dienstleuten, Invaliden und Dorfbewohnern, die mich noch immer ohne Weiteres geduzt hatten, mit Herr Junker und Sie angeredet, wäh-

rend ich die älteren Männer darunter Er oder Ihr, die jungen Burschen und Mädchen aber Du nannte.

Nach dem großen Trinkgelage, das bis zum hellen Morgen dauerte — während die jüngere Herren- und Damenwelt sich mit Tanzen vergnügte, wurden bei dem aufgehenden Sonnenschein noch verschiedene Reitübungen auf dem weitläufigen Hofe angestellt. Ich entsinne mich noch jetzt, mit welchem Stolz es mich damals erfüllte, daß ich einen sehr bösen Hengst, der schon mehrere anwesende Officiere ohne Weiteres abgeworfen hatte, mit großer Anstrengung endlich zu bändigen vermochte, was mir großes Lob eintrug. Ein junger, sehr reicher und auch übermüthiger Landedelmann, der immer etwas hochmüthig auf mich herabgesehen hatte, brach bei dieser Gelegenheit den Arm. Ueberhaupt waren derlei Trinkgelage auf unserem Hofe, denen dann gewöhnlich, wenn der Wein den Anwesenden etwas zu Kopf gestiegen war, Reitübungen auf jungen Pferden aus dem Gestüte des Großvaters folgten, oft eine ziemlich gefährliche Sache, bei denen wiederholt schon Brüche, Quetschungen und mehr oder minder bedeutende andere Verletzungen vorgekommen waren. Dem Großvater selbst konnte es bei allen derartigen Gelegenheiten gar nicht toll und wild genug zugehen, er ermuthigte zu den gewagtesten Reiterkunststücken, und als ein junger Husarenlieutenant einmal mit einem eben erst vom Großvater sehr theuer gekauften Hengst einen überaus gefährlichen Sprung machte, der zwar sonst gelang, wobei aber das Pferd selbst das Genick brach und auch der Reiter sich beim Sturze verletzte, lobte er diesen un-

gemein und vergaß aus Freude über den gelungenen Sprung den Verlust des Pferdes. Es war vielleicht ein etwas rüdes Leben, was dazumal auf manchen pommerschen und mecklenburgischen Landgütern, die von alten, gedienten Officieren bewirthschaftet wurden, geführt ward, allein es erzog doch manche tüchtige Männer, stark von Körper und fest von Grundsätzen. —

Es ward ausgemacht, daß ich die Reise nach Stolpe zu Pferde machen sollte, und der Großvater schenkte mir gleich einen hübschen selbst gezogenen Rappen, der ganz für den Husarensattel paßte, als eigenes Reitpferd. Ich habe dasselbe geritten, bis es mir 1806 im Felde unter dem Leibe erschossen wurde. Da ich noch zu jung und unerfahren war, um den Ritt allein machen zu können, so gab mir der Großvater einen alten Husarenkorporal, der jetzt als Reitknecht auf dem Hofe diente, zum Begleiter mit. Eine gute Rolle mit Dukaten in der Tasche, den reich mit Wäsche versehenen Mantelsack hinten auf das Pferd geschnallt, meinen Säbel an der Seite und hinter mir einen ebenso ausgerüsteten Veteran, ritt ich frohen Herzens am 1. Juli 1802 von unserem Hofe fort, um in eine neue Welt einzutreten. „Junge, halte Dir brav, denk immer daran, daß Du von gutem Blute bist, lebe lustig und vergnügt, aber mache nicht zu viele Schulden, daß Du sie am Ende nicht bezahlen kannst und Dir die Ehre dann zum Teufel geht, küsse jedes hübsche Mädchen, wenn es Dir in den Weg kommt, aber werde kein Liederjahn, der nichts weiter treibt, als nur stets den Frauenzimmern nachzulaufen, betrinke Dich nicht zu oft, spiele



nicht zu viel und vor Allem beobachte streng das Dienst- und Exercier-Reglement und die Subordination, und damit Gott befohlen, Junge." Mit diesen kräftigen Lebensregeln, die ich mir Zeitlebens auch eingeprägt habe, entließ mich der Großvater vom Hofe. Als ich eine Viertelstunde geritten war, führte der Weg über einen kleinen Hügel, von dem aus man den Hof, das ganze Dorf und einen großen Theil der Feldmark des Gutes sehr klar überblicken konnte. Unwillkührlich hielt ich meinen ungeduldig scharrenden Rappen längere Zeit an und beschaute wehmüthigen Sinnes diesen Schauplatz meiner glücklichen Knabenjahre, den ich vielleicht niemals wieder erblicken sollte.

„Ja ja Herr Junker sehen Sie sich den Hof noch mal gehörig an, — so gut wie hier, lebt es sich nicht viel anderswärts in der Welt, und wenn Sie erst des Königs bunten Rock auf dem Leibe haben, werden Sie es schon verspüren, daß der Soldatenstand, und wenn man es auch zum General darin bringt, Verdruß und Plackerei genug hat" meinte der alte Husar, der hinter mir ritt, in seiner treuherzigen Weise.

Alter, ehrlicher Holtenhusen, wie oft sind mir später diese deine prophetischen Worte wieder ins Gedächtniß zurückgerufen worden.

Ich war seit jener Fahrt als sechsjähriges Kind von Pommern her nie weiter wie zwei bis drei Meilen von unserem Gute entfernt gewesen, und so gewährte dieser Ritt mir jetzt großes Interesse, so daß bald alle traurigen Abschiedsgefühle gänzlich verschwanden. Schon das Vorreiten vor den Wirthshäusern, das Be-

stellen und Bezahlen von Speise und Trank, wobei ich es denn nie unterließ, den Schenkmädchen, wenn sie nur einigermaßen hübsch waren, einige Scherze zu sagen und in die prallen, rothen Backen zu greifen, gewährte mir ein stolzes Gefühl der eigenen Selbstständigkeit. Ich war ja jetzt kein Junge mehr, sondern ein erwachsener Mensch, mußte mich also auch als solcher zeigen, und gab daher in allen Wirthshäusern reichliches Trinkgeld. Wenn dann Hausknechte, Kellner und Schenkmädchen mir recht unterthänige Bücklinge machten und mich zehnmal in einem Athem „gnädiger Herr Baron" nannten, kam ich mir wunder wie wichtig vor und zahlte gern noch mehr.

Mein alter Husar sah solchem Treiben einige Tage kopfschüttelnd zu, sagte aber dann in der derb aufrichtigen Sprache, die er stets gegen mich führte:

„Der Herr Junker sind doch gar ein dummer Esel, daß Sie sich auf das Katzengebuckle von allen dem Gesindel etwas einbilden und Ihre guten Drittelstücke dafür ausgeben. Wenn noch so ein lumpiger Jude den Kerlen vier Schillinge mehr bezahlte, machten sie noch viel mehr Komplimente vor ihm."

Es war dies die erste Lehre, die ich erhielt, daß in dem Treiben der Welt gar viel falscher Schein herrsche, und ich schrieb sie mir wohl hinter die Ohren.

In Greifswald, wo ich besonders der Pferde wegen zwei Tage Rast hielt, hatte ich mein erstes Abenteuer und zwar ein blutiges. Ich saß in einem öffentlichen Wirthshausgarten und trank vergnüglich mein Glas Wein, als ein Haufe Studenten lärmend und

jubelnd in diesen Garten eindrang. Große Kerle mit zum Theil schon starken Bärten waren die Meisten derselben, die hohe Koller, enge weiße Lederhosen, reich verzierte Schnürjacken und bunte Mützen oder auch gewaltige Stürmer trugen, und gewichtige blanke Rappiere ohne Scheide in den Händen hielten. Ich in meiner Pikesche und meinen Säbel an der Seite, mußte sogleich die Aufmerksamkeit dieser Studenten erregt haben; sie musterten mich neugierig, und es schien, als höre ich in ihrem lauten Gelächter spöttische Worte und besonders auch die Bezeichnungen „Officierspflanze und Kommißbrodritter“ u. s. w. Das Blut stieg mir zwar vor Zorn schon zu Kopfe, doch hielt ich mich absichtlich ruhig. Eine große dänische Dogge, die einem Studenten angehören mußte, kam jetzt schnuppernd an mich herangelaufen, worauf der Besitzer des Hundes lachend rief: „Nero, nimm Dich in Acht und trage das Junkerchen nicht im Maule fort.“ Ein derber Fußtritt, den ich der Dogge in die Rippen gab, daß sie heulend zur Seite flog, war meine Erwiderung dieser Unverschämtheit. Ein baumlanger Student, ein Kerl mit einem rechten rothen versoffenen Renommistengesicht, wie solches zu jener Zeit auf manchen deutschen Universitäten häufig zu finden war, kam nun wüthend auf mich zugelaufen und schrie: „Sie dummer Junge, wie können Sie wohl die Frechheit haben, meinem Hund einen Fußtritt zu geben!“

„Weil er mich belästigt hat, und wenn Sie selbst mich belästigen, so bekommen Sie auch eins über das Maul“, erwiderte ich in gerechtem Zorn.

Jetzt drangen die Studenten auf mich ein und wollten mich aus dem Garten werfen, ich aber zog blank und drohte, Jeden niederzuhauen, der mir nahe kommen würde.

Nach vielem wüsten Hin- und Hergeschrei, wurde denn endlich ausgemacht, daß ich dem Besitzer des Hundes sogleich Genugthuung auf sechs Gänge mit krummen Säbeln geben solle. Einer der Studenten, ein anständiger Mensch, erklärte sich bereit, mein Secundant zu sein. „Ich will das Bürschlein wie eine Lerche aufspießen", renommirte mein Gegner in roher Weise und gedachte, mich dadurch einzuschüchtern, allein ich vertraute auf meinen kräftigen Arm und meine mir vom Großvater, der ein berühmter Fechter war, eingelernte Geschicklichkeit in der Führung des Säbels, lachte zu solcher Prahlerei und hatte nicht die mindeste Furcht. Das Duell ward sogleich im Saale des Wirthshauses ausgefochten, und wir schlugen Beide wüthend auf einander los. Mein Gegner hatte den Vortheil, bedeutend größer zu sein, ich aber merkte bald, daß ich gewandter wie er focht, und hielt mich absichtlich zuerst in der Deckung, um ihn noch mehr zum Zorn zu reizen und unnöthig zu ermüden. Es gelang mir dies auch; fünf Gänge verliefen ohne Erfolg, im letzten merkte ich aber, daß der Arm meines Gegners zu erlahmen anfing, ging nun schnell zum Angriff über, und brachte ihm denn auch einen tüchtigen Hieb in das Gesicht bei, so daß das Blut herausstürzte und der Zweikampf ein Ende hatte. Die Studenten ärgerten sich zwar darüber, daß ich junger Bursche einen alten „HauptHahn"

von ihnen gehörig „ausgeschmiert“ hatte, luden mich aber nichtsdestoweniger am Abend zu einem großen Commersche ein, welche Einladung ich auch annahm. Die natürliche Folge davon war, daß ich mir einen tüchtigen Rausch antrank, und am anderen Morgen mit gewaltigem Katzenjammer meinen Ritt fortsetzen mußte, wozu der alte Holtenhusen gewaltig brummte. Das Gerücht von diesem Zweikampf drang aber später zum Regiment, verschaffte mir Lob und sogleich eine selbstständigere Stellung, als solche sonst die Estandartenjunker einzunehmen pflegten.

Ohne weitere Abenteuer langte ich nun in Stolpe an, ward vom Obersten ziemlich freundlich empfangen und der Schwadron des Rittmeisters v. B.... als Estandartenjunker zugewiesen.

Am 27. Juli 1802 hatte ich die Ehre, Sr. Majestät dem Könige von Preußen den Soldatenschwur der unbedingten Treue leisten zu dürfen. Die Stunde, als ich mit Hülfe eines gedienten Husaren — Holtenhusen war schon wieder nach Mecklenburg zurückgeritten — das erste Mal den rothen Dollman des Regiments anlegte und die Pelzmütze mit dem Kolpack auf einen ganz vorschriftsmäßig frisirten Kopf setzte, wird mir ewig unvergeßlich bleiben. Ich wurde gar nicht müde, mich in dem kleinen, schiefen Spiegel, der in meinem Kämmerlein hing, zu betrachten, und kam mir selbst wunderschön vor. Nun ich war damals ein derber, gut gewachsener junger Bursche mit frischem, rothen Gesicht und prallen Backen. Die Uniform der Blücher'schen Husaren sah sehr geschmackvoll

und hübsch aus, und so gab ich denn in der That auch keinen ganz üblen Husarenjunker ab, dem die jungen Mädels schon auf der Straße nachblinzeln konnten.

Den Fahneneid schwur ich mit großer Begeisterung, und es kam mir Alles so feierlich dabei vor, wie ich noch nichts im Leben gesehen hatte. Ich wiederholte mir dabei innerlich selbst das Gelübde, unter allen Umständen diesem Eide treu zu bleiben, und lieber den Tod zu suchen, als nur das Mindeste zu thun, was der Ehre eines Preußischen Soldaten unwürdig wäre.

Der Soldatendienst jener Zeit war hart und strenge, und von dem Luxus und der Verweichlichung, wie solche in unserer Zeit leider auch immer mehr im Heere einzureißen droht, wußte man damals noch nichts. Besonders wir Junker wurden strenge gehalten, mußten tüchtig im Dienst heran und es wurde uns in keiner Weise auch nur das Allermindeste nachgesehen. Im Sommer um halb vier Uhr, im Winter um halb fünf Uhr blies der Trompeter die Reveille, dann hieß es, eiligst vom harten Lager aufspringen; ein Trunk Wasser, ein Bissen Commißbrod bildeten das Frühstück, und so wurde schnell in den Stall gelaufen, denn wer nur eine Minute zu spät kam, erhielt ohne Weiteres seine 24—48 Stunden Arrest auf der Wachtstube. Der Stalldienst dauerte stets zwei volle Stunden, und während dieser Zeit durften wir die Ställe keinen Augenblick verlassen. Die ersten vier Monate mußte ich trotz meines Ranges als Junker, allen Dienst eines gemeinen Husaren ganz strenge mit erfüllen. Ich handhabte Striegel und Kartätsche mit einem Eifer, daß mir der Schweiß oft in

Strömen herunterlief, und putzte den kleinen, langmähnigen Ukrainer Fuchs, den ich als Königliches Pferd ritt, so blank, daß selbst mein brummiger Rittmeister kein Stäubchen darauf entdecken konnte. Ohne mich sträuben zu dürfen, mußte ich auch beim sonstigen Stalldienst mit helfen, habe oft den Karren mit Pferdemist aus dem Raum gefahren, bin schwer mit Heubunden oder der achttägigen Haferration im Sack, auf dem Rücken beladen, durch das Städtchen gekeucht, oder habe mich auf das Aeußerste angestrengt, meinem widerspenstigen Fuchs beim Beschlagen den Hinterfuß zu halten. Die widerlichste Arbeit war mir stets das Putzen des Sattels und doch mußte auch dies geschehen, und ich entsinne mich noch, daß ich außer unzähligen Flüchen einmal vom Rittmeister einen dreitägigen Arrest auf der Wachtstube erhielt, weil meine eine Steigbügelschnalle nicht gut geputzt war.

Einen Burschen zum Putzen meiner eigenen Sachen durfte ich mir gar nicht halten, sondern mußte Alles selbst besorgen, wobei ein alter, eisgrauer Wachtmeister, mit dem ich zusammen im Quartier lag, meinen Lehrmeister abgab und oft außerordentlich grob gegen mich war. Nach beendetem Stalldienst wurde im Sommer sogleich zum Exerciren ausgerückt und dies dauerte so lange, daß wir selten vor eilf Uhr wieder in das Quartier kamen. Ein Stück Commißbrod, mit etwas Wurst oder Käse belegt, je nach dem der augenblickliche Cassenbestand solchen Luxus erlaubte, nebst einem Schluck Kornbrandwein aus der kleinen, grünen Feldflasche in der Säbeltasche, bildeten das Frühstück, was mit herausgenommen wurde.

Kamen wir vom Exercieren zurück, so konnte man sich nur tummeln, um das Pferd abzureiben und dann selbst sich zu reinigen und umzukleiden, denn mit dem Schlage zwölf Uhr dampfte die Suppenschüssel auf dem Tische unseres Rittmeisters, bei dem nach alter Sitte die Officiere und Junker der Schwadron stets unentgeltlich ihre Mittagsmahlzeit erhielten, dafür freilich aber auch manche Lebensmittel, z. B. Wild, Fische, als Ertrag der eifrig betriebenen Jagd und Fischerei, oder Erzeugnisse der nahe liegenden väterlichen Landgüter, in die Küche lieferten. Daß diese Mittagsmahlzeit bei dem Herrn Rittmeister für uns Junker etwas Behagliches hatte, möchte ich nicht behaupten. Wir befanden uns während dieser Zeit stets in einer Art von Dienstverhältniß, durften den Mund nicht aufmachen, wenn wir nicht ausdrücklich gefragt wurden, und erhielten Arrest, sobald wir einen Flecken auf das Tischtuch gemacht hatten oder auch nur eine Minute zu spät gekommen waren.

Der Rittmeister der Schwadron, in welcher ich diente, war ein tüchtiger, alter Soldat, der den kleinen Dienst vortrefflich kannte, und es schon verstand, seine Schwadron in Ordnung zu halten, die unbändigsten Kerle unter den angeworbenen Husaren in Zucht zu bringen und die vornehmsten und verweichlichtsten Muttersöhnchen unter den Junkern und Cornets recht militairisch zu erziehen, aber Liebenswürdigkeit und angenehme Formen konnte man ihm wahrlich nicht nachrühmen. Er brummte und fluchte beständig, sprach niemals ein freundliches Wort, und wenn die Kopfgicht in einer im Feldzuge von 1794 empfangenen

Wunde ihn besonders quälte, war er in der grimmigsten Laune und verfügte nur zu viele harte und willkürliche Strafen. Die Husaren seiner Schwadron haßten — aber fürchteten den Rittmeister auch wie den leibhaftigen Teufel. Nun ich selbst bin zwar häufig sehr ungerecht von ihm bestraft worden, habe aber dafür auch vieles, was für einen tüchtig sein wollenden Cavalleristen von dem höchsten Werth ist, in den zwei Jahren, die ich unter ihm diente, gelernt.

Viel unangenehmer, als der Rittmeister selbst, war uns Junkern die unverheirathete Schwester desselben, die ihm die Wirthschaft führte und beim Mittagstisch obenansaß. Es war eine alte, geizige Person, recht das Vorbild einer vertrockneten, neidischen, keifigen, alten Jungfer. Der beste Wein konnte zu Essig werden und süße Milch sogleich gerinnen, wenn sie ihre Blicke so recht darauf richtete. Besonders wenn wir Junker etwas zu sehr in die Schüsseln griffen, wußte sie gar nicht, was sie für verzwickte Grimassen schneiden sollte, und wo sie nur konnte, knappte sie an dem ohnehin schon kärglich zugemessenen Mittagsessen so viel ab, daß wir gewöhnlich halb gesättigt wieder aufstehen mußten. Suppe, Gemüse und ausgekochtes Fleisch bildeten unser Mahl, Dünnbier das Getränk dazu. Kam der Braten auf den Tisch, so mußten wir Junker aufstehen, und durften nur des Sonntags länger sitzen bleiben, wo dann Jeder ein Stück von dem schlechtesten Theil des schlechten Bratens und ein Kelchglas sauren Weins von Grüneberger Nordseite erhielt. Da mich die vollen Fleischtöpfe auf dem großväterlichen Gute in Meck-

lenburg bisher sehr verwöhnt hatten, so wollte mir diese karge Lebensweise gar nicht recht gefallen, und es dauerte lange, bis ich mich an Commißbrod, Schlackwurst und Kornbrandwein, die den Hauptheil meiner Nahrung bildeten, so recht gewöhnt hatte. Nun, der Hunger trieb es hinein, allmälich mundeten mir auch diese Genüsse, und ich blieb stark, gesund und munter dabei.

Oft kaum halb gesättigt und doch in der Regel froh, von dieser langweiligen, steifen Mahlzeit erlöst zu sein, stand ich gegen dreiviertel auf Ein Uhr vom Tische auf, zog eiligst wieder den Stallanzug an und ging in den Stall, wo der Dienst wieder von ein bis drei Uhr dauerte. Am Nachmittag ward dann häufig noch mit Pistolen oder Carabinern nach der Scheibe geschossen, gefochten, voltigirt; kurz ein bis zwei Stunden fanden sich noch allerlei Verrichtungen, worauf ich dann auf meinem eigenen Reitpferde gewöhnlich in der Gesellschaft der jüngeren Officiere einen Spazierritt in das Freie machte. Bei diesen Spazierritten ging es häufig munter genug her; es wurden kleine Wettrennen oder Hetzjagden damit verbunden. Der Dienstzwang, der in der Garnison herrschte, ward dabei abgelegt, und die Officiere behandelten uns Junker nicht als bloße Untergebene, sondern als ebenbürtige Edelleute. Mitunter gingen diese Ritte nach benachbarten Landgütern, auf denen uns näher bekannte Gutsbesitzer gern Gastfreundschaft übten, häufig auch nach Wirthshäusern, wo die Officiere und Junker der in den anderen Städten garnisonirenden Escadrons unseres Regiments sich mit uns zusammen fanden. Bei solchen gemeinsamen Zusammenkünften ward

manche Bowle Punsch geleert, manch toller Streich erzählt, viel Hasard gespielt und sonst wildes Zeug getrieben. Mit etwas angetrunkenen Köpfen ging es dann bei Nacht und Nebel wieder in den Garnisonsort zurück, und es gehörte schon ein tüchtiger, waghalsiger Reiter und ein gewandtes Roß dazu, um diese nächtlichen Ritte ungefährdet mitmachen zu können. Mir gewährten dieselben stets außerordentliches Vergnügen und waren die größten Ergötzlichkeiten, die ich während meiner Dienstzeit als Junker kannte.

Im Winter war der Dienst für mich gewöhnlich noch härter und anstrengender, als im Sommer. Statt des Exercierens wurde dann des Morgens in der Bahn geritten, und wir Junker mußten entweder drei bis vier Pferde selbst reiten oder bei dem Rekruten-Unterricht anwesend sein, so daß wir des Morgens von acht bis zwölf selten aus der Reitbahn fortkamen und am Nachmittag dann noch von drei bis vier oder, wenn es nicht zu dunkel war, bis fünf Uhr zu Fuß exercieren mußten. Letztere Dienstpflicht war mir stets die lästigste, obgleich so ein vierstündiges Verweilen bei strenger Winterkälte in einer offenen, jeder Witterung preisgegebenen Reitbahn, auch seine großen Beschwerden hatte. Dazu war das Reiten der häufig sehr bösen, polnischen Remontepferde auch keine Kleinigkeit und erforderte Kraft und Gewandtheit. Die Pferde bockten oft so sehr, daß auch der beste Reiter nicht im Sattel bleiben konnte; man ward häufig abgeworfen und Beulen und Quetschungen gab es genug, ohne daß gerade viel darauf geachtet wurde, wenn nur die Knochen ganz blie-

ben. Unser Rittmeister hatte oft eine verzweifelt unangenehme Art Reitunterricht zu geben, besonders wenn die Kopfgicht ihn plagte. „Verfluchte Lümmel, infames Rackerzeug, krummbeinige Schneidergesellen“ waren noch die sanftesten Benennungen, die er uns gab, und mit der langen, schweren Bahnpeitsche hieb er rechts und links über Pferde und Reiter, unbekümmert, wohin gerade die Hiebe fielen. Gar manche dicke, rothe Schwielen, die nicht wenig schmerzten, habe ich über Backen, Lenden und Hände bei diesem Reitunterricht davon getragen. Die Entschuldigungsworte des Rittmeisters (da ein Junker weder geschimpft, noch gar geschlagen werden durfte): „Junker, Sie sind bei Allem nicht mit dabei gemeint“ waren ein sehr geringer Trost für diese Härte des Unterrichts. Trotz dieser strengen Art mochten die Husaren doch gar nicht ungern bei unserm Rittmeister reiten, ungleich lieber, wie beim Premier-Lieutenant der Escadron, der lange, theoretische Regeln mit näselnder Stimme vorplapperte und durch seine Langweiligkeit Alle bis auf das Aeußerste quälte.

Nachdem ich übrigens an acht Monate den Dienst eines Gemeinen verrichtet hatte, that ich Corporaldienst, und brauchte nun nicht mehr selbst Pferd und Sachen zu putzen, hatte es aber sonst in vieler Hinsicht noch schlimmer, da ich für den Zustand meiner Corporalschaft verantwortlich sein mußte. Arreststrafen erhielt ich häufig, und zornige Flüche fuhren nur zu oft auf mich herab, ohne mir jedoch großen Schaden zuzufügen. Bei all' diesem strengen Dienst und den vielen Entbehrungen und

Plagen, von denen unsere jetzige verwöhnte Jugend kaum noch eine Ahnung hat, war es jedoch eine lustige Zeit, die ich als Junker verlebte, und sehr gerne denke ich noch jetzt daran zurück. Welche unversiegliche Quelle von Lebenslust strömte damals durch meine Adern, wie konnte nichts mir den frohen Jugendmuth auch nur auf Stunden rauben. Wie viele übermüthige Neckereien trieben wir mit Allem, wenn es nur nicht gegen den Dienst und die Subordination ging. Es war besonders noch ein Junker unter uns, der einen so unvertilgbaren Hang zum Possentreiben hatte, daß er durch nichts, selbst nicht durch die sichere Aussicht einer strengen Strafe, davon zurückgehalten werden konnte. Die Hälfte seiner dienstfreien Zeit brachte mein Freund als Arrestant auf der Wachtstube zu, und sann dann während dieser Haft schon wieder auf neue lustige Streiche. Besonders dem dicken Bürgermeister des Städtchens und dann der mageren Schwester unseres Rittmeisters suchten wir auf jede Weise allerlei Schabernack zu spielen. Wir verrammelten Ersterem häufig des Nachts die Hausthür, indem wir beladene Dungwagen oder sonstige Ackergeräthschaften davor aufhäuften, ja haben sogar einmal in einer langen Winternacht die Thür förmlich zugemauert, indem wir den Nachtwächter betrunken machten und einige frühere Maurergesellen, die unter den Husaren dienten, mit zur Hülfe nahmen. Das Halloh, was es am anderen Morgen gab, als es hieß, der Bürgermeister sei eingemauert, kann man sich denken. Alt und Jung, Weib und Mann, Vornehm und Gering liefen im tiefsten Morgenanzug auf der Straße zu-

sammen, um dieses Wunder anzustaunen. Und dazu der dicke Bürgermeister mit vor Zorn kirschrothem Gesicht, die weiße Nachtmütze auf dem Kopfe, aus dem Fenster sehend, und schimpfend und fluchend und alle zehn Tausend Teufel auf die Köpfe der Anstifter dieses Streiches wünschend; — es war wirklich ein zu lustiges Schauspiel, was selbst den griesgrämigsten Hypochondristen hätte zum Lachen bringen müssen, und mit den acht Tagen Wachtstubenarrest, die wir Junker dafür erhielten, nicht zu theuer bezahlt war. Ein Hauptvergnügen von uns bestand auch darin, in den langen Winterabenden alle Hunde, Katzen, Hühner, Gänse, kurz alle verschiedenen Thiere der guten Einwohner unseres Garnisonsstädtchens einzufangen, ja selbst aus wohlverwahrten Ställen zu entwenden. Diese Thiere wurden dann in unserem Zimmer mit allen möglichen bunten Farben auf die abenteuerlichste Weise angemalt oder lieber noch mit Höllenstein unvertilgbar schwarz gebeizt, und dann am anderen Morgen wieder laufen gelassen. Viel Lärm entstand wegen dieser unbefugten Malerei, manche Strafen wurden deshalb verhängt; ja als wir einst einem weißen Kater einer alten, geizigen Wittwe einen schwarzen Schwanz angebeizt hatten, erstreckte sich die Klage sogar bis Berlin und wurde nur mit Mühe vom Oberst beschwichtigt. Daß wir einzelnen Bürgern, die des Abends spät in der Schenke blieben, die Thürschlösser zubanden oder mit Vogelleim beschmierten, so daß die Hausschlüssel nicht schließen wollten, oder uns als Gespenster verkleideten, um so furchtsame Personen auf einsamen Gängen zu erschrecken, war etwas ganz Gewöhn-

liches. Todtenköpfe wurden dann aufgesetzt und mit Colophonium, Phosphor und angezündetem Spiritus: Blitze, Feuerspeien und ähnliche Schreckmittel heraufbeschworen. Besonders auch auf die alte, geizige Schwester unseres Rittmeisters, welche von der ganzen Schwadron auf das Gründlichste gehaßt wurde, hatten wir es hierbei abgesehen. Gar als der Rittmeister einmal auf einige Monate nach Polen commandirt war, um Remonte zu holen, trieben wir es so arg, daß der schon genannte Haupturheber, der Junker Grf. D., deshalb zu einem anderen Regimente versetzt wurde. Wir hatten nämlich heimlich der alten Person einen großen Wollsack über den Kopf geworfen, sie darin fortgetragen und nun diesen Sack oben an den Ast einer hohen Linde, die vor dem Hause stand, angebunden. Das Zetergeschrei der Dame oben aus dem Baum rief ebenfalls viele Leute zusammen, die gar nicht begreifen konnten, auf welche Weise dieselbe in den Sack gekommen war. Dies war übrigens der letzte übermüthige Streich, den wir in der Art verübten, da wir Junker alle nach abgebüßtem Arrest in andere Schwadronen versetzt wurden, so daß unser froher Bund sich damit auflöste.

Im Herbst des Jahres 1804 kam ich nach Münster, wo damals zwei Schwadronen unseres Regiments in Garnison standen. Hier sah ich zum Erstenmal den Generallieutenant von Blücher, den Chef unseres Regiments, der sich durch sein kühnes Benehmen 1793 bis 1794 in Frankreich schon einen sehr geachteten Namen im ganzen Heere erworben hatte. Ich werde den ersten Ein-

druck, den mir der General von Blücher machte, nie vergessen, denn in ihm sah ich so recht mein Vorbild eines tüchtigen Preußischen Reiterofficiers lebendig vor Augen. Die Schwadron, zu der ich als Standartenjunker versetzt war, stand auf einem Felde unweit Münster aufmarschirt, um vom General, der auf einer dienstlichen Reise abwesend war, gemustert zu werden, als ich ihn zum Erstenmal sah. In voller Husarenuniform kam er auf einem feurigen Ukrainer Roß, das reiches Zaumzeug trug, hervorgesprengt und setzte sogleich mit mächtigem Sprung über eine das Feld begrenzende Hecke, um so den Umweg durch das Wegeloch zu vermeiden.

„Guten Morgen Husaren, das freuet mich sehr, daß ich Euch hier auf dem Platze halten sehe," rief er mit seiner kräftigen Baßstimme, in der ein eigenthümlich frischer und belebender Klang lag, der Schwadron entgegen, indem er mit großer Gewandtheit sein schnaubendes Pferd im vollen Galopp dicht vor unserer Front parirte.

„Guten Morgen Ew. Excellenz", rief einstimmig die ganze Schwadron, und man konnte es dem Rufe schon anhören, daß auch die Husaren über das Wiedersehen wirklich erfreut waren. Ein alter Unterofficier am Flügel, der früher lange Zeit beim General als Ordonnanz gewesen war, und sich mit ihm in ungezwungener Weise unterhielt, fragte sogar: „Ew. Excellenz haben sich wohl mal wieder recht gehörig über die Racker von Franzosen ärgern müssen?" (Der General von Blücher kam nämlich von einer Inspectionsreise, bei welcher er dienstliche Geschäfte

mit den in der Nähe stehenden französischen Truppen gehabt hatte, zurück.)

„Na und ob, aber wir kriegen das Kroppzeug doch noch mal vor die Plempe" gab Blücher lachend zuück.

Jetzt mußte ich auf Befehl des Rittmeisters aus der Front vorreiten und ward dem General vorgestellt.

Mit seinen feurigen Augen, deren Blick mir durch die Seele drang, schaute derselbe mich von oben bis unten an und sprach dann in freundlichem Tone „das Gesicht ist gut, und der Sitz zu Pferde gefällt mir auch. — Freut mich, Sie kennen zu lernen, Junker. Sie haben einen rühmlichen Namen, und Ihr Großvater und Vater waren Beide so brave Officiere, wie nur je welche den Husarendollman Sr. Majestät des Königs von Preußen getragen haben. Ich hoffe, Sie werden auch nicht aus der Art schlagen. Sollen zwar in Pommern viel dumme Streiche gemacht haben und oft im Arrest gesessen, aber das schadet nichts, wenn nur sonst das Andere gut ist. — Können heute das Mittagbrod bei mich essen, Junker." Nach diesen freundlichen Worten, die mir ungemein wohl thaten, nickte der General-Lieutenant von Blücher noch wohlwollend mit dem Kopfe und ritt dann weiter, um noch andere dort aufgestellte Truppen zu besichtigen, während ich mein Pferd wieder in das Glied zurückzog. Bald darauf ließ der General uns Husaren exercieren, und commandirte dabei persönlich, wie er dies oft zu seinem besonderen Vergnügen that. Ich habe in meinem viel bewegten Reiterleben manche Befehlshaber gehabt, die es vortrefflich verstanden, die Schwadronen gehörig umherzutummeln, so

daß das Exercieren sowohl für Officiere wie Soldaten, eine wahre Lust war, an die man noch oft mit Vergnügen zurückdenken konnte; aber einen Stabsofficier, der dies so vortrefflich verstand, wie der General-Lieutenant von Blücher, sah ich weder vor- noch nachher jemals wieder. Wie Trompetenklang, so hell und schmetternd und das Männerherz erwärmend, ertönte seine sonore Stimme bei dem Commando „Marsch — marsch". Selbst die faulsten Kerle, die sonst nur so auf den Pferden herumbummelten, bekamen neues Leben, wenn der General commandirte, und allen Husaren war dies das größte Fest, obgleich er weder Roß noch Reiter im Allermindesten dabei schonte. Durch Dick und Dünn ging es, daß Alles dampfte, und über Hindernisse, vor denen manche Schwadronsführer sicherlich gestutzt hätten, wußte er die Schwadronen gut zu führen. Freilich stürzten bei diesem wilden Gejage oft manche Husaren, und auch die Pferde sahen etwas mitgenommen aus, allein alle Reiter nahmen sich aus eigenem Antriebe dabei so zusammen, daß wirkliche Unglücksfälle ungleich seltener vorkamen, als man eigentlich hätte befürchten sollen. Und wenn dann das Exercieren gut gegangen war — allzulange liebte es der General nicht —, dann hielt er mit so freudigem Gesicht vor der Front und rief so lustig und frisch sein „Danke Euch, Ihr Bursche, das ging gut und wenn es erst gegen diese Satanskerle, die verdammten — (das Wort Franzosen sprach er nicht aus) losgeht, so laßt Ihr es auch nicht fehlen, das weiß ich", daß es leicht begreiflich war, daß nicht allein alle Husaren unseres Regiments, sondern alle Soldaten, die

ihn kannten, für ihren alten Blücher das Kühnste unternommen und das Härteste ertragen hätten. Ja es war ein ganzer Mann, dieser später so berühmte Marschall Vorwärts, und ich kann dem Schicksal gar nicht genug dankbar dafür sein, daß ich in so früher Jugend schon unter seinen unmittelbaren Befehl gekommen bin.

Als ich nach beendetem Exercieren an diesem Tage zuerst bei dem General-Lieutenant zu Mittag essen sollte, klopfte mir anfänglich doch die Brust etwas vor Erwartung, obgleich ich sonst von Natur gerade nicht blöde bin.

Der General aber empfing mich sogleich mit jener liebenswürdigen Jovialität, die er außer Dienst — im Dienst konnte er oft sehr strenge und grob sein — gegen alle Untergebene beobachtete.

„Na Junker, das ginge heute Morgen auf dem Exercierplatz gut — Ihr habt Euch tüchtig gehalten, und das hat mich gefreut, erstlich weil Ihr ein Sohn und Enkel von meinen beiden alten, wackeren Kriegskameraden, und zweitens weil Ihr doch so ein halber Mecklenburger, also eine Art Landsmann von mir seid.“ „Sind gute Cavaleristen, diese Mecklenburger, aber man muß sie nur immer recht mobil halten, sonst werden sie zu dick und faul“, wandte er sich lachend zu dem Kreis der übrigen eingeladenen Officiere. „Nun vorwärts, meine Herren, zu Tisch, mich hungert und dürstet gewaltig, und Ihr Magen wird auch wohl leer sein. Und Sie, Junker, hauen Sie man gehörig auf die Schüsseln und Flaschen drein, und seien Sie nicht blöde und lassen sich uicht nöthigen — als ich noch Junker war, hatte ich Tag und Nacht Hunger und noch mehr Durst“, sagte er dann zu mir.

Speise und Trank an der Tafel des General-Lieutenants von Blücher, zu der ich monatlich zwei bis drei Mal eingeladen wurde, waren sehr reichlich und gut, obgleich gerade für einen Feinschmecker nicht berechnet. Es ging ungemein heiter und zwanglos dabei zu; die große Jovialität und der sehr kernhafte, wenn mitunter auch wohl etwas derbe Witz des Generals, der gern und viel sprach, erheiterte Alles, und von der steifen und langweiligen Förmlichkeit, die sonst so leicht an der Tafel eines commandirenden Generals stattfindet, wenn die meisten Gäste nur Subalternofficiere sind, war hier keine Spur zu sehen. Der General trank selbst ein bis zwei Flaschen, und mochte es gern, wenn auch seine Gäste dem Weine gut zusprachen, so daß wir oft mit etwas gerötheten Gesichtern und in lebhafter Stimmung von Tische aufstanden. Häufig wurden dann noch in dem Hofe des Schlosses zu Münster, wo der General-Lieutenant von Blücher wohnte, Reiterkunststücke gemacht, an denen der General dann selbst trotz Rang und Alter, mit der Gewandtheit und dem lebendigen Eifer des jüngsten Cornets Antheil nahm. Ich habe wenige Männer gekannt, die noch im späten Alter einen so leichten, ungezwungenen Sitz zu Pferde hatten, wie der General von Blücher. Seine Zügelführung war aber etwas heftig und ungleichmäßig.

Das Leben in Münster war damals für die Preußischen Officiere eigenthümlicher Art. Erst zwei Jahre vorher hatte der General von Blücher von den Münsterschen Landen Besitz genommen, und sich dabei an die

vielen Protestationen der Erzbischöflichen Behörden nicht im Mindesten gekehrt. Lachend hat er den Notar, der ihm mit der Protestations-Urkunde an der Grenze des Münsterschen Gebietes entgegengeritten war, die Hand gereicht und gemeint, sie würden gewiß noch manches Glas Rheinwein zusammen trinken und gute Freunde werden, und damit die feierliche Urkunde zusammengeknüllt in die Säbeltasche gesteckt, ohne vorher auch nur einen einzigen Blick darauf zu werfen. Es war unter solchen Umständen natürlich, daß wir Preußen im Münsterlande keine sonderlich gerngesehene Gäste waren, und besonders der reiche, stolze und streng katholische Adel hier hielt sich möglichst von jedem Verkehr mit den Preußischen Officieren fern. Gastfreie Landadelsitze, wie daheim in Pommern, wo wir jungen Officiere und Edelleute jeden Tag willkommen waren, gab es hier nicht für uns, das merkte ich gleich in der ersten Woche meines Aufenthaltes. Nur wenn es gar nicht anders ging, öffnete der Adel uns hier die Thüren seiner Landschlösser und alten Stadthäuser in Münster selbst, und empfing uns dann mit einer so ceremoniellen und steifen Höflichkeit, daß man sich trotz alles äußeren Glanzes der Bewirthung, doch sehr ungemüthlich dort fand, je eher je lieber solche Feste verließ und sie sicherlich, wenn man es vermeiden konnte, nicht wieder aufsuchte. Selbst die jungen Mädchen und Frauen des Adels und höheren Bürgerstandes, soweit solcher in Münster damals vorhanden war, theilten die stolze Zurückhaltung der Männerwelt gegen uns, obgleich doch sonst die Uniformen das viel beneidete Vorrecht haben, sich leicht die Gunst der weib-

lichen Herzen zu erringen. Es gab hohe, schlanke, würdevolle Gestalten und feine, so recht vornehme Gesichter unter diesen Münsterschen Edeldamen, aber sie waren schweigsam, hüllten sich in frostige Zurückhaltung und glichen in ihrem Verkehr mit uns auf Bällen oder sonstigen großen Festen mehr marmornen Statuen, wie warmblütigen Weibern. Die damals im Münsterlande sehr einflußreiche, streng ultramontane Geistlichkeit soll besonders sehr viel dazu beigetragen haben, die Damenwelt zu dieser kalten Zurückhaltung gegen uns ketzerische, protestantische Preußen zu bewegen. Da waren mir die munteren, zwanglosen, pommerschen Fräuleins mit ihren derben, rothen Backen, mit denen wir so lustige Spiele gespielt und so viel unbefangene Kurzweil getrieben hatten, doch ungleich lieber, wie diese stolzen Münsterländerinnen. Daß übrigens die Liebe doch mitunter alle Schranken durchbricht und mächtiger, wie jedes sonstige Gefühl ist, zeigte sich auch hier wieder. Ein sehr schönes und sonst sehr stolzes, streng katholisches Mädchen aus einem der vornehmsten hiesigen Adelsgeschlechter, verliebte sich so sehr in einen armen bürgerlichen Lieutenant, der übrigens ein wunderschöner, tüchtiger und tapferer Officier war, daß sie endlich in eine Entführung und heimliche Trauung einwilligte. Die Geschichte machte damals großes Aufsehen. Der Lieutenant hatte ein Duell mit einem Vetter seiner jungen Gattin und hieb denselben zusammen, wofür er zwei Jahre auf die Festung kam, wohin seine Frau ihm folgte. Beim Ausbruch des Krieges doch sogleich der Festungshaft entlassen, focht er sehr muthig in Ostpreußen, ward bei

Eylau schwer verwundet und starb, von seiner treuen Lebensgefährtin auf das Eifrigste gepflegt. Das Lazarethfieber raffte auch bald darauf diese schöne, edle und muthige Frau, eine wahre Zierde ihres Geschlechts, hinweg.

Daß übrigens trotz aller inneren gegenseitigen Abneigung das Verhältniß der Preußischen Truppen zu den Einwohnern des Münsterlandes im Ganzen doch immer ein leidliches blieb, dazu trug die große, persönliche Liebenswürdigkeit, soldatische Freimüthigkeit und dabei doch politische Klugheit unseres commandirenden Generals von Blücher ungemein viel bei. Seine große Gutmüthigkeit, schlichte Einfachheit und Natürlichkeit, wie der kernhafte Mutterwitz, den er stets zeigte, machte den General von Blücher bald zum allgemeinen Liebling aller unteren und mittleren Stände, trotz der großen Abneigung, die diese gegen die „Prüßen", wie sie uns nannten, hegten. Ich habe selbst gesehen, daß Blücher einem Bauer, der mit seinem Holzfuder umgeworfen hatte, eine halbe Stunde bei der Wiederaufrichtung des Wagens half, oder dem ersten Besten Feuer, ja häufig auch Taback aus seinem eigenen Beutel für die Pfeife gab. Mit dem stolzen, zurückhaltenden Adel verstand er es ebenfalls ganz vortrefflich umzugehen. Er that, als merke er von dieser Kälte gar nichts, und war lustig, arglos und zuvorkommend gegen alle Männer, die er häufig zu sich zur Tafel einlud und dann beim Römer des besten Rheinweines ihre kalten Herzen zu erwärmen und allmälig für sich zu gewinnen wußte. Der alte Husarengeneral war bei solchen Gelegenheiten von einer persönlichen Liebenswürdigkeit, echt

soldatischen Freimüthigkeit und dabei wieder so geriebenen Schlauheit, wie man solche Eigenschaften selten in einer Persönlichkeit vereint finden wird. Er konnte, wenn er wollte, unter der Maske der größten Ungezwungenheit die feinsten diplomatischen Intriguen, um welche ihn selbst ein Talleyrand beneidet haben würde, entwickeln. Auch hatte er — besonders beim Glase Wein — die Gabe der Rede und brachte oft so hübsche, gewandte und schnell improvisirte Trinksprüche aus, wie man solche von einem Husarengeneral nicht hätte erwarten sollen. Gegen die vornehmen Damen konnte er, wenn er wollte, sehr liebenswürdig und von einer gewinnenden, ritterlichen Galanterie sein. Allzuwohl fühlte der General von Blücher sich übrigens nicht in vornehmer Damengesellschaft und liebte den Zwang nicht, den solche ihm auferlegte. Leichtfertige Schauspielerinnen und Weibsbilder ähnlichen Schlages, die Tabacksrauch, Punschbowlen und zweideutige Späße vertragen konnten, waren dem General — der damals auch in der Liebe noch manchen Beweis jugendlicher Frische gab — die angenehmste Gesellschaft. Was nnn mich persönlich anbelangte, so wollte es mir, trotz des großen Wohlwollens, welches der General-Lieutenant von Blücher bei jeder Gelegenheit gegen mich zeigte, in der ersten Zeit in Münster nicht recht gefallen, und ich sehnte mich sehr nach Pommern zurück. Für ausgelassene Streiche des überschäumenden Jugendübermuthes war hier kein günstiges Feld; dies sah ich gleich in der ersten Zeit meines Aufenthaltes ein. Jeder Uebermuth gegen die Bewohner des Landes war sowohl Officieren wie Soldaten auf das

Strengste untersagt, und zog nach dem ausdrücklichen Befehl des Generals von Blücher sogleich die nachdrücklichsten Strafen nach sich. Es war hierin ein großer Unterschied gegen das Leben in den altpreußischen Provinzen, wo man sich schon ein Späßchen gegen die guten Bürger erlauben konnte, ohne daß dies weitere Folgen gehabt hätte.

Ein günstiger Zufall wollte, daß ich genaue Bekanntschaft mit einem sehr unterrichteten Artillerielieutenant der Münsterschen Garnison machte, und von diesem auf das Lebhafteste zur Erweiterung meiner Kenntnisse angehalten wurde. Wie das bei meiner Jugenderziehung und meiner ganzen früheren Lebensweise auch gar nicht anders sein konnte, war meine wissenschaftliche Ausbildung äußerst gering, und ich bekümmerte mich um alles Andere mehr, als um Bücher. Mein Freund brachte mir zuerst Geschmack am Lesen bei, und gab mir zu dem Zweck die Werke von Schiller, von denen ich bisher keine Ahnung gehabt hatte, obgleich ich dunkel gehört, daß ein Comödienschreiber dieses Namens lebe. Ich verschlang diese Bücher mit solcher Begierde, daß ich alle meine übrigen früheren Belustigungen anfänglich gänzlich vernachlässigte, und es gab eine Zeit, in der ich fast immer einen Band von Schiller in der Säbeltasche bei mir herumführte, um jeden dienstfreien Augenblick sogleich zum Lesen verwenden zu können. Bin ich doch von meinen Kameraden mitunter wegen des plötzlich in mir gekommenen Hanges zum Lesen nicht wenig geneckt worden, und vermochte mich nur meine anerkannte Gewandtheit im Reiten und Fechten und jedem Dienst

von dem Beinamen eines „Büchergelehrten", das Schlimmste, was einen Husarenjunker nur treffen konnte, zu retten. Das Lesen der Schillerschen geschichtlichen Werke trieb mich auch weiter dazu, meine unendlich dürftigen historischen Kenntnisse durch anderweitige Lectüre zu erweitern und in einen mehr geordneten Zusammenhang zu bringen. Auch einige, wenn freilich nur geringe mathematische Kenntnisse verdanke ich dem Umgang meines sehr gelehrten Freundes von der Artillerie; wie denn überhaupt hier in Münster der Grund zu meinem ganzen übrigen, wenn auch überaus lückenhaften Wissen gelegt wurde.

Im Sommer 1805 ward ich nach dreijähriger Dienstzeit als Junker zum Cornet, also zum Officier ernannt. Eine wahre Freude erfüllte mich, als ich zum Erstenmal das Officiersportepee Sr. Majestät des Königs von Preußen an meinen Säbel befestigen konnte, und ich schwur bei mir selbst, lieber das Leben zu opfern, als durch meine Schuld den geringsten Flecken auf dasselbe kommen zu lassen. Auch der Großvater war sehr erfreut, daß ich jetzt Officier geworden war, sandte mir zwei sehr hübsche Pferde eigener Zucht und ein ganzes Sümmchen vollwichtiger Holländer Dukaten zur Equipirung und Bezahlung der Schulden, die ich als Junker gemacht hatte. Gern wäre ich nach Mecklenburg gereist, um mich dort im Glanz meiner neuen Cornetsuniform zu zeigen, allein der Dienst erlaubte dies nicht, und so habe ich den guten Großvater, der im nächsten Jahre starb, niemals wieder gesehen. Von so vielem Urlaub, wie er jetzt gegeben wird, war damals im Preußischen Heere keine Rede, und

wenn ein Officier alle zwei bis drei Jahre einige Monate sogar in das Ausland reisen durfte, so ward dies schon als das Aeußerste angesehen.

Wir Husaren hatten damals viel Dienst in Pikets an der Grenze, und so war es nicht zu vermeiden, daß wir mit den dort stehenden französischen Officieren häufig in Berührung kamen. Es war uns zwar auf das Strengste befohlen worden, in möglichst bestem Einvernehmen mit den französischen Officieren zu bleiben und jede Streitigkeit mit denselben zu vermeiden. Wo aber ein so tiefer gegenseitiger Nationalhaß ist, wie er zwischen den Franzosen und Preußen stets geherrscht hat und auch für alle Zukunft herrschen wird, da kann es an Reibereien nicht fehlen; daß junge Officiere dann leicht zum Säbel greifen, ist natürlich und lobenswerth.

So hatte ich denn auch wenige Wochen nach meiner Ernennung zum Cornet mein erstes Duell mit einem französischen Dragonerofficier, und zwar eigenthümlicher Weise zu Pferde. Mehrere Preußische Infanterieofficiere, zu denen ich mich gesellt, hatten eine Vergnügungspartie nach einem hart an der Preußischen Grenze gelegenen, ländlichen Wirthshaus, welches durch seinen guten Rheinwein bei allen Officieren beider Heere sehr beliebt war, gemacht. Wir hatten schon einigen Flaschen die Hälse gebrochen und befanden uns in der heitersten Stimmung, ohne jedoch im Mindesten betrunken zu sein, als ungefähr ein Dutzend französische Infanterie- und Dragonerofficiere von den in der Nähe liegenden Corps hereintraten, um sich ebenfalls an dem guten Wein zu laben. Wir be-

grüßten uns artig mit den Herren, wie dies die militairische Sitte vorschreibt, wechselten einige höflich-gleichgültige Worte mit denselben und kümmerten uns dann nicht weiter um die fremden Gäste. Die französischen Infanterieofficiere wareu auch ganz artig; bei den Dragonerofficieren aber, unter denen sich einige rohe Menschen von schlechter Erziehung befanden, schien die sichtbare Lust, auf eine oder die andere Weise Händel mit uns anzufangen, zu herrschen. Unter der französischen Cavallerie war überhaupt im Allgemeinen eine größere Gehässigkeit gegen uns Preußische Cavalleristen zu finden, wie bei der Infanterie und Artillerie, unter welchen Waffen im Allgemeinen mehr gebildete Officiere dienten. Die Franzosen sind — mit manchen Ausnahmen — durchschnittlich sehr mittelmäßige Reiter und Pferdekenner, und dies hatten viele Preußische Cavalleristen dazu benutzt, stets das schlechteste Zeug aus ihren Ställen um viel zu hohe Preise an die französischen Officiere zu verkaufen, was gerade nicht dazu beitrug, die freundliche Gesinnung Letzterer gegen uns zu erhöhen. So fingen denn auch jetzt die französischen Dragoner-Officiere bald an, allerlei spöttische Bemerkungen über das Reiten und den Pferdestand einer Preußischen Dragonerschwadron, die sie kürzlich gesehen hatten, unter sich auszutauschen. Einige ältere Officiere unter uns, die eine unangenehme Begegnung befürchten mochten, wollten uns zum Verlassen des Zimmers bewegen, allein wir Jüngeren hielten dies für ein Zeichen der Schwäche und setzten es nun durch, daß wir

sämmtlich sitzen blieben, um der Dinge, die da kommen würden, ruhig zu harren.

Einer der französischen Dragoner-Officiere, ein sehr großer, stattlicher Mann mit einem rothen Gesicht, in dem sich Rohheit und Uebermuth abspiegelten, hatte sich bei dieser Gelegenheit durch die lautesten Reden und die spöttischsten Bemerkungen über die Preußische Dragonerschwadron am meisten bemerkbar gemacht, so daß ich eine besondere Wuth gegen diesen unverschämten Kerl faßte. Auch er schien gegen mich, den einzigen Husaren-Officier hier, viel Abneigung zu hegen und hatte mich wiederholt schon mit dreisten Blicken gemustert, die ich dann auf gleiche Weise erwiderte.

„Nimm Dich in Acht, der großmäulige Franzose scheint es besonders auf Dich abgesehen zu haben“, raunte mir noch ein neben mir sitzender Kamerad von der Infanterie in das Ohr.

Sei es zufällig oder absichtlich; einige französische Infanterie-Officiere fingen nun an, den schon erwähnten Dragoner-Officier mit dem zwar starken, aber etwas schwerfälligen normännischen Hengst, auf dem er hergeritten war, zu necken und zu behaupten, der langmähnige, flüchtige Ukrainer, den ich geritten, gefiele ihnen besser.

„Bleibt mir mit dem Windhunde von Pferde fort — zum Davonjagen auf der Flucht ist das Thier höchstens abgerichtet, und ich würde einen Reiter darauf, der sich mir zu widersetzen wagte, sogleich über den Haufen reiten“, rief der Franzose in so lautem und spöttischem Tone aus, daß es durch das ganze Zimmer erscholl.

Dies sollte nun eine offenbare Insolenz gegen mich

sein, und ich wäre nicht der Ehre werth gewesen, eine Preußische Officiersuniform tragen zu dürfen, hätte ich solche ruhig geduldet.

Ich stand daher sogleich auf, trat dicht an den Dragoner heran und sagte laut: „Mein Herr, Sie sind ein unverschämter Prahler, und ich fordere Sie auf, entweder Ihre Worte von vorhin sogleich zurückzunehmen, oder mir mit den Waffen die gewünschte Genugthuung zu geben."

„Ho ho, Sie kleines Husarchen, mit mir, dem Capitain Dugommier, wollen Sie schon fechten, wahrhaftig die Keckheit ist so groß, daß sie mich sogar belustigt", schrie der schon etwas angetrunkene Capitain, indem er sich hoch aufrichtete, als wolle er mir durch seinen mächtigen Körperbau imponiren.

„Sind Sie eben so feige wie unverschämt, so bedaure ich nur, mit Ihnen gesprochen zu haben, obgleich Sie die Uniform eines Officiers tragen dürfen", gab ich ihm zur Antwort, — worauf er lachend meinte, zu Fuß wie zu Pferde würde er mich jeden Augenblick in lauter Kochstücke zerhauen.

„Es war mir schon der Eigenthümlichkeit wegen sehr lieb, daß der Franzose sich auch zu Pferde mit mir duelliren wollte, und schnell ging ich auf diesen Vorschlag ein. Zwar wollten einige Officiere solchen Zweikampf zu Pferde zu verhindern suchen, die Anderen aber, schon von der Neuheit eines derartigen Schauspiels angezogen, erklärten sich dafür, und es wurde nun ausgemacht, daß wir Beide auf der Stelle mit unseren Dienstwaffen und auf unseren Pferden so lange mit einander kämpfen sollten, bis eine

Verwundung den Einen oder Anderen am weiteren Kampfe verhindern würde. Dabei mußten wir uns durch unser Ehrenwort verpflichten, nicht absichtlich auf unsere Pferde einzuhauen. Eine ziemlich geräumige, von einer Hecke umschlossene Feldkoppel in der Nähe des Wirthshauses, ward zum Platz des Kampfes bestimmt, und alle anwesenden Officiere begaben sich dahin, um Augenzeugen desselben zu sein.

Mit wirklich frohem Gesicht — denn ich hatte gewaltige Kampfeslust gegen diesen übermüthigen Franzosen im Herzen — bestieg ich meinen behenden Ukrainer Falben, nachdem ich vorher Sattel und Zaumzeug desselben sorgfältig untersucht hatte, damit ja Alles daran gehörig fest und haltbar sei. Mein Pferd, was ich ritt, war zwar schnell und gewandt, paßte aber sonst nicht gut für diesen Kampf, da es noch etwas scheu und leicht umdrehend war. Der normännische Hengst des Dragoner-Officiers schien sehr ruhig und sicher zugeritten, aber sonst nicht so behende wie mein Pferd zu sein. Mein Gegner war in voller Uniform, den Helm mit lang herunterhängendem Roßschweif auf dem Kopf, während ich nur Dollman und eine leichte Mütze trug. Seine Waffe war ein langer, spitzer Stoßpallasch, die meine ein krummer Husarensäbel mit einer trefflichen Klinge, die schon mein Vater geführt hatte.

Auf dem Felde angekommen, wurden wir fünf und zwanzig Schritte von einander gegenüber gestellt und mußten blank ziehen, während sich die Gruppen der zusehenden preußischen und französischen Officiere in genü-

gender Entfernung, um uns beim Kampfe selbst nicht zu hindern, aufstellten.

„En avant Messieurs“, rief nun ein französischer Major, der als einziger anwesender Stabsofficier das Commando übernommen hatte, und das Duell begann. In langsamer Gangart ritt mein Gegner einige Schritte vor, blieb dann halten und legte seinen langen Pallasch weit zum Stoß vor, mich so erwartend. Ein ungemein höhnischer Ausdruck, der in seinen gemeinen Zügen lag, reizte mich noch mehr zum Zorn. Ich gab meinem Falben die Sporen und sprengte in kurzem Galopp gegen den verhaßten Feind vor, um ihm womöglich die linke Seite abzugewinnen und dann einen kräftigen Hieb über das lästernde Maul zu geben. Als ich dem Franzosen auf wenige Schritte nahe gekommen war, schwirrte derselbe einige Male recht schnell mit dem Pallasch in der Luft umher, um mein Pferd scheu zu machen. Sein Plan gelang ihm; mein Falber wollte scheu umdrehen, und als ich ihm die Sporen in die Seiten hieb, bäumte das Thier sich hoch mit mir in die Luft. In demselben Augenblick stieß der Franzose zu, allein statt meine Brust, wie er gehofft hatte, zu treffen, fuhr seine Klinge nur durch meine Säbeltasche und blieb darin stecken, so daß er mir solche beim Zurückziehen mit abriß. Mein Falber war jetzt noch scheuer geworden, drehte kurz auf dem Hintertheil um und machte einige gewaltige Sätze zurück, bevor ich ihn wieder bändigen konnte. Wie glühende Stiche traf mich das höhnische Gelächter und einige spöttische Worte, welche der ruhig auf seinem Platze haltengebliebene Franzose mir

nachsandte, und auch einige der zuschauenden französischen Officiere waren tactlos genug, um in ein Lachen auszubrechen. Ich bearbeitete mein Roß mit den Sporen, daß ihm das Blut aus den Flanken lief, warf es dann wieder herum und sprengte auf's Neue gegen den in Stichparade ausliegenden Franzosen an. Derselbe wollte abermals dasselbe Manöver, mein Pferd scheu zu machen, versuchen, wie ihm dies das Erstemal geglückt war, allein diesmal gelang es mir, solches zu vereiteln. Ich ließ meinen Falben nicht gerade auf den Franzosen losgehen, sondern etwas seitwärts auf die linke Seite, so daß er weniger scheute, stieß ihm dann plötzlich den rechten Sporen gewaltig ein, damit er seitwärts springe, und benutzte diesen Augenblick, wo ich meinem von solchem unerwarteten Manöver etwas verwirrten Gegner recht nahe gekommen war, um blitzschnell einen kräftigen Hieb nach dessen Gesicht zu führen. Mein Plan war geglückt; der Hieb hatte den Franzosen quer über die Nase getroffen, und war so tief gedrungen, daß mein Gegner im Sattel zu wanken anfing und sich mit beiden Händen in den Mähnen anklammerte, worauf einige anwesende französische Offficiere herbeisprangen, um ihn zu unterstützen. Als ich mein Pferd wieder parirt hatte und nun meinen blutenden wehrlosen Gegner sah, ward ich von einer solchen stolzen Freude ergriffen, daß ich dies Gefühl nicht um Hunderttausende von Thalern fortgegeben hätte.

Das Duell war beendet; mein Gegner mußte den Händen des Wundarztes, der mehrere Monate an ihm herumgeflickt hat, übergeben werden, und so empfahlen wir

uns denn den französischen Officieren. Einige derselben, besonders von der Infanterie, waren sehr artig, Andere hingegen sichtbar über meinen glücklichen Erfolg verletzt, und ich glaube, wären wir noch länger in ihrer Gesellschaft geblieben, so hätte es an neuen Zwistigkeiten nicht gefehlt. Das war nicht nöthig, dem Gebote der Ehre war vollständig Genüge geleistet; muthwillige Streitigkeiten mit den Franzosen hatte man uns strenge untersagt und so fuhren und ritten wir Preußen denn in heiterer Stimmung und ganz mit den Ergebnissen des heutigen Tages zufrieden von dannen.

Als der General-Lieutenant von Blücher diesen Zweikampf erfuhr, war er ungemein von dem Erfolg desselben befriedigt, obgleich ich später auf Klage der französischen benachbarten Militairbehörden, dem Namen nach, einige Wochen Arrest erhalten sollte. Ich mußte dem General den ganzen Verlauf der Sache umständlich erzählen, er strich sich dabei vergnügt den langen Schnurrbart und rief: „Das ist mich eine große Freude, Cornet, daß Sie dem schockschwerenoths-verdammten Franzosen mit dem Säbel so über sein Großmaul gefahren sind. Könnten wir es doch mit alle die Hallunken so machen — aberst das soll ja nicht sein. — Na heute Mittag, Cornet, da essen Sie einen Löffel Suppe bei mich, und da wollen wir in dem besten Rheinwein aus meinem Keller noch mal auf Ihren guten Hieb anstoßen.“

Und so geschah es auch; beim Mahle ging es ungemein lustig zu, und zum Schluß ergriff der General-Lieutenant von Blücher seinen mächtigen, grünen Römer,

der ganz mit altem Rüdesheimer gefüllt war, und rief: „Auf die Gesundheit von unserem Cornet, der ganz so wie ein Preußischer Officier handeln muß, gethan hat", und alle anwesenden Stabs- und Oberofficiere stießen ihre Gläser mit mir an, daß es hell klang. Dies war freilich eine große Ehre für mich neunzehnjährigen jungen Officier, dem damals kaum der erste Bart zu sprießen anfing. Die Officiere meiner Schwadron schenkten mir übrigens eine neue Säbeltasche, statt der von dem französischen Dragoner-Capitain durchstochenen, als Ehrengeschenk.

Es ging das Gerücht, mehrere französische Dragoner-Officiere, wüthend über die Niederlage ihres Kameraden, der als der beste Fechter seines Regiments bekannt war, hätten sich vorgenommen, mich aufzusuchen, dann absichtlich zu beleidigen, und so nach und nach so lange zum Zweikampf zu zwingen, bis ich geblieben wäre. Theils wohl, um von diesen Streitigkeiten entfernt zu werden, vielleicht auch als Belohnung, ward ich im Herbst des Jahres 1805 nach Warschau commandirt, um dort einen Transport von polnischen Remontepferden zu übernehmen. Es war dies zwar ein höchst mühsames und beschwerliches, aber für einen so jungen Officier, wie ich war, auch sehr ehrenvolles und einträgliches Commando. Vergnügten Sinnes und ganz mit der frohen Jugendkraft eines Jünglings, bestieg ich meinen Ukrainer Falben und ritt vorerst nach Berlin, um von dort aus mit einem weiteren gemischten Commando, welches von einem Stabsofficier befehligt wurde, nach Warschau abzugehen. Ich war noch nie in Berlin, ja überhaupt außer in Münster, noch in keiner

größeren Stadt gewesen, und so imponirte mir Alles, was ich dort sah, gewaltig. Mein Commando wurde verzögert, weil die Preußische Armee sich damals auf den Kriegsfuß setzen und in das Feld marschiren sollte, und in diesem Falle wären die polnischen Remonten, die ein Jahr lang zur Abrichtung gebrauchen, doch zu spät gekommen, und man hätte schon angerittene Pferde aus dem Lande selbst in aller Eile ankaufen müssen.

So blieb ich denn über sechs Wochen in Berlin, und obgleich mich diese Ungewißheit häufig verdroß, so vergnügte ich mich doch sonst vortrefflich. Es war damals ein sehr bewegtes, wenn auch gerade kein sonderlich erfreuliches Leben in der Preußischen Hauptstadt, die schon so viel Ruhm und Ehre gesehen hatte und bald darauf solche Schmach erleben sollte. Zwar hatte ich mich als Husaren-Cornet, bisher um alles Andere mehr, wie gerade um Politik bekümmert, und nur, wie alle meine jüngeren Kameraden ohne Ausnahme, den heißen Wunsch gehegt, recht bald gegen die bitter gehaßten Franzosen losschlagen zu dürfen; hier in Berlin aber sah und hörte ich Manches, was mir bisher gänzlich fremd geblieben war. Zuerst merkte ich leider, daß die damals an der Spitze der Verhandlungen gegen das Ausland stehenden Männer, die Grafen Haugwitz und Luchesini und die Herren Beyme, Lombard und Andere nicht die Männer waren, die Ehre Preußens gegen einen übermüthigen Feind zu wahren. Es war mir unbegreiflich, daß unser braver, so durch und durch ehrenwerther König Friedrich Wilhelm solche Rathgeber in seiner Nähe dulden, oder gar, wie dies leider

geschah, denselben Vertrauen schenken und die aus so trüber Quelle stammenden Rathschläge befolgen konnte. Gerade damals im Hochsommer 1805 wäre für Preußen der rechte Zeitpunkt gewesen, sich gegen Frankreich, den Sitz alles Unheiles in Europa, zu erheben. Preußen, Oesterreich, Rußland und England vereint, solcher gewaltigen Macht hätte Napoleon Bonaparte, trotz seines großen Feldherrngenies, doch auf die Länge nicht widerstehen können, und wäre dann wahrscheinlich bald von seinem usurpirten Thron gestürzt worden. Welche ganz andere Wendung hätten aber die Geschicke unseres Welttheiles genommen, wie unendlich viel Blutvergießen wäre vermieden worden, wenn damals 1805 das geschehen wäre, was neun Jahre später 1814 endlich zur Ausführung kam.

Als der Führer der Kriegspartei in Berlin, der alle muthigen und tüchtigen Officiere des Heeres und alle denkenden, wahrhaft vaterländisch gesinnten Männer des Landes, denen die Ehre höher galt, wie ein augenblicklicher Vortheil, anhingen, stand damals Seine Königliche Hoheit der Prinz Louis Ferdinand da.

Die Erzählung von meinem Zweikampf mit dem übermüthigen Dragonercapitain war bis zu den Ohren des Prinzen gedrungen, und dies verschaffte mir die Ehre wiederholter Einladungen zu ihm, die mir sonst als jungen Cornet wohl nicht zu Theil geworden wären. So bin ich damals 1805 und später auch beim Beginn des Feldzuges 1806 viel in der Gesellschaft des Prinzen gewesen, und habe manche fröhliche Stunden mit demselben verlebt. So viele ausgezeichnete Männer ich auch in meinem viel-

bewegten Leben kennen zu lernen das Vergnügen hatte, so habe ich doch selten einen Menschen gefunden, dem die Natur bestechendere Vorzüge des Körpers, Geistes und Herzens in so reichem Maße verliehen hätte, wie diesem Prinzen. Er war von seltener Wohlgestalt; ein Meister in allen ritterlichen Künsten und besonders ein kühner Reiter und guter Schütze. Sein Gesicht trug den Character männlichen Muthes, und aus seinen großen, blauen Augen, deren Ausdruck Aehnlichkeit mit denen seines Onkels Friedrich des Großen gehabt haben soll, blitzte geistige Lebendigkeit und feuriger Ungestüm. Solche Eigenschaften machten den Prinzen überall zum Liebling der Frauen, und es hätte weder seines hohen Ranges noch seiner großen Freigebigkeit bedurft, um ihm die Herzen aller Weiber aus den verschiedensten Ständen zu gewinnen. Diese Leichtigkeit, weibliche Eroberungen zu machen, trieb den Prinzen Louis Ferdinand leider zu einem zügelloseren Leben, wie es für ihn zuträglich war. Er hatte stets zärtliche Verhältnisse in Menge. Leider war auch der sonstige Umgang des Prinzen nicht immer der gewählteste und passendste, wozu seine große Vorliebe für die Musik wohl auch viel beitragen mochte. Musiker, jüdische Literaten, Poeten und verkommene Genies, ja selbst Comödianten und Leute ähnlichen Schlages, mit denen ein Officier und nun gar ein Königlicher Prinz füglich nicht hätte umgehen sollen, verkehrten nur zu häufig in seinem Palais. Mit diesen zwar amüsanten, aber doch nicht recht ehrenhaften Gesellschaftern, dann einem halben Dutzend Schauspielerinnen und Jüdinnen und Einigen der

ausgelassensten jüngeren Gardeofficiere, unter denen der lange Nostiz sich besonders hervorzuthun suchte, durchschwärmte der Prinz oft ganze Nächte. Jeder der Theilnehmer dieser Feste hatte seine zeitweilig erklärte Geliebte, die freilich häufig genug wechselte. —

Bei all' diesem zügellosen Umgang und diesem sich viel zu sehr Gehenlassen vergaß der Prinz doch nicht, was er der Würde seines Königlichen Stammes schuldig war. Ich entsinne mich noch mit Vergnügen, daß nach einem sehr aufgeregten Mahle, wo selbst der Boden mit leeren Champagnerflaschen bedeckt war, ein anwesender, zwar sehr witziger, aber dabei auch frecher, jüdischer Schöngeist, der uns den Abend durch viele Späße und joviale Geschichten unterhalten hatte, es wagte, eine spöttische Bemerkung über Se. Majestät den König zu machen, die bei einem Theile der Gesellschaft beifälliges Lachen erregte. Der Prinz, der den Witz nicht gehört hatte, erkundigte sich nach dem Grund dieses Gelächters; sobald er aber solchen vernahm, erhielt sein bis dahin ausgelassenes Gesicht sogleich einen völlig veränderten Ausdruck. Sein Auge ward zornig, seine Stirn finster, und mit ernster Stimme sagte er zu dem ganz verblüfft aussehenden Literaten: „Mein Herr, Sie haben vergessen, daß Sie die Ehre hatten, in der Gesellschaft Preußischer Officiere zu sein, — verlassen Sie augenblicklich mein Haus, dessen Gastrecht Sie so schmählich verletzten, und betreten Sie solches nimmer wieder.“ Der Literat wollte einige Entschuldigungsworte stammeln, aber „Hinaus“ war die einzige Antwort des Prinzen, der mit der Hand nach der

Thür wies und ihm dann den Rücken drehte. Auch die übrige Gesellschaft verabschiedete der Prinz alsdann, und zog sich in sichtbar düsterer Stimmung in sein Zimmer zurück. Alle Personen, die damals in das unziemliche Gelächter ausbrachen, sind — wie ich später erfuhr — niemals wieder in das Palais des Prinzen eingeladen worden, obgleich sich einige sehr schöne Schauspielerinnen, die früher von ihm beschützt wurden und jetzt zu den demüthigsten Schmeicheleien ihre Zuflucht nahmen, darunter befanden. Ich muß bekennen, daß seit diesem Vorfall meine innere Achtung vor Sr. Königlichen Hoheit dem Prinzen Louis Ferdinand wesentlich erhöht ward.

Als Soldat bekümmerte sich der Prinz im Frieden nicht sonderlich viel um die Pflichten seines Standes, und trieb Alles mit einer gewissen leichtfertigen Genialität. Er hatte entschiedenes Talent, um ein tüchtiger Heerführer zu werden, und wäre er von Jugend auf in einer strengen Schule erzogen worden, so hätte er auch als General Großes leisten können. So aber mangelten ihm gar mancherlei Kenntnisse für seinen Stand, und ohne einen besonders gut zusammengesetzten Generalstab, der hierin aushelfen konnte, wäre er nicht im Stande gewesen, ein Armee-Corps zu befehligen. Schade, daß er nicht fünfzig Jahre früher geboren und dann in der strengen Schule von Friedrich dem Großen erzogen worden war; er hätte in der That Ausgezeichnetes leisten können. Mir persönlich war er stets ein ungemein gnädiger Herr, dem ich sowohl 1805 in Berlin, wie auch 1806 im Felde manche sehr

vergnügte Stunden verdanke, und dessen Andenken unvergessen in meinem Herzen fortleben wird.

Häufig verkehrte ich während meines jetzigen Aufenthaltes auch im Hause des alten, berühmten Feldmarschalls von Möllendorf, der ein sehr genauer Freund und Waffenbruder meines Großvaters aus dem siebenjährigen Kriege her gewesen war. Hier hatte der damalige Hauptmann von Möllendorf bei vielen Gelegenheiten und besonders auch bei Leuthen sich so rühmlichst ausgezeichnet, daß Friedrich der Große ihn für denjenigen jungen Officier, der für die Zukunft zu den schönsten Hoffnungen berechtige, erklärte. Ein schöneres Lob konnte wohl nicht so leicht irgend ein Officier erhalten. So ungemein verehrungswürdig auch nun der alte Möllendorf immer war und so sehr er in jeder Hinsicht als das Musterbild eines in Ehren ergrauten Preußischen Officiers gelten und ein wahrer Ritter ohne Furcht und Tadel genannt werden konnte, so fehlten ihm jetzt doch schon manche Eigenschaften, um ein größeres Heer in einem ernsthaften Kriege zu befehligen. Schon sein hohes Alter verhinderte ihn daran, die körperliche Rüstigkeit und geistige Thatkraft zu zeigen, deren ein Heerführer im Felde so dringend bedarf. Der alte Feldmarschall Möllendorf fühlte diese Schwäche auch selbst recht wohl, sprach schon 1805 wiederholt davon, sich in den wohlverdienten Ruhestand zurückzuziehen, — ließ sich aber vorzüglich auf Bitten des Königs, der ihn hoch schätzte und dem Heere gern einen so bewährten Führer erhalten wissen wollte, immer wieder von diesem Entschluß zurückbringen.

Alte, körperlich schwache Greise als Generäle und Regiments-Commandeure fand ich überhaupt viele in Berlin und den anderen Preußischen Garnisonsorten, die ich jetzt besuchte. Zwar war ich zu sehr im Glauben an die Unbesiegbarkeit des Preußischen Heeres erzogen und auch daran gewöhnt, Alles, was von Sr. Majestät dem Könige ausging, unbedingt gut zu finden, als daß mein Vertrauen in die Vortrefflichkeit unserer Heeresorganisation erschüttert werden konnte, allein immer häufiger fingen von jetzt an bei mir beunruhigende Zweifel aufzutauchen, ob denn auch wirklich Alles bei uns so zweckmäßig eingerichtet sei, wie es sein müsse. Solche commandirende Generäle, wie wir in Münster in unserem Blücher zu besitzen das Glück hatten, sah ich nicht überall, und ein Eifer und dadurch eine Waffenausbildung, wie sie in unserem Husaren-Regimente herrschte, fand leider kaum annähernd in manchen Regimentern statt. Einige Cürassierregimenter, die ich auf dieser Commandoreise sah, gefielen mir nicht sonderlich, und manche Infanterieregimenter mißfielen mir sogar im hohen Grade. Alte, abgelebte, dabei pedantische, in ihrer Dummheit aufgeblasene und sich für unfehlbar haltende Männer waren die Bataillons- und Regiments-Commandeure. Kaum noch konnten diese wahren Zerrbilder von Officieren in die Sättel ihrer alten, steifen Gäule hinaufklettern, und saßen sie einmal zwischen den pauschigen Polstern derselben fest, so war ein schwerfälliger Galopp auf möglichst kurze Strecke das Aeußerste, was sie im Reiten zu leisten vermochten. Auch bei der Infanterie war die Ausbildung theilweise sehr mangelhaft; vom

Tirailliren, Scharfschießen und ähnlichen Uebungen, wie solche für den Soldaten, der im Felde wirklich etwas Tüchtiges leisten soll, so dringend nothwendig sind, war bei manchen Regimentern auch keine Spur vorhanden. Aber selbst in Berlin bei der Garde-Cavallerie, so ungemein glänzend auch Alles dort aussah, und so viele reiche, vornehme und oft auch vom ritterlichsten Geiste beseelte Officiere in derselben dienten, wollte mir bei näherer Prüfung Vieles nicht sonderlich gefallen. Dem äußeren Scheine ward auch hier manches wirklich Tüchtige geopfert, und hätte unser General von Blücher nur einige Male das berühmte und glänzende Regiment der Gensd'armen exercieren lassen, gar viele kräftige Flüche der größten Unzufriedenheit wären sicherlich dabei über seine Lippen gekommen. Von den jungen, reichen Garde-Officieren waren Manche auch viel zu verwöhnt, genossen alle Verführungen der großen, vergnügungssüchtigen Stadt in zu reichem Maße, als daß nicht dadurch eine Erschlaffung an Geist und Körper und nothwendiger Weise eine Vernachlässigung des Dienstes hätte eintreten sollen. Wir Officiere der Feld-Cavallerieregimenter in den kleinen, schlechten Garnisonen, lebten ungleich einfacher, mußten viel mehr im Sattel sitzen und uns in jeder Hinsicht abhärten, wie unsere vornehmen Kameraden von der Garde, wurden aber dadurch vielleicht auch für das eigentliche Kriegsleben practischer.

Wenn nun zwar im Herbst 1805 die Rüstungen Preußens dem Anschein nach immer eifriger betrieben wurden und ein Zusammenziehen bedeutender Corps in

Sachsen auch stattfand, so kam es, wie bekannt, leider in diesem Jahre doch noch nicht zum Kriege. So erhielt ich denn auch den Befehl, in den polnischen Landestheilen Remontepferde zu übernehmen und solche dem Regimente zuzuführen. Es war dies zwar ein sehr beschwerliches Geschäft, doch glückte es mir, mein Commando ohne weitere Unannehmlichkeiten glücklich durchzuführen. Nur mich selbst schlug ein polnischer Wildfang so heftig an den Fuß, daß ich eine sehr schmerzliche Verletzung erhielt und mehrere Wochen gar nicht reiten, sondern nur mühsam an einer Krücke umherhumpeln konnte. An dergleichen Unfälle, wie sie im Leben eines Reiter-Officiers sich leicht ereignen können, war ich aber von Mecklenburg her schon so ziemlich gewöhnt, und machte mir weiter nicht viel daraus. Bei diesem Commando in Polen verliebte ich mich übrigens zum ersten Mal recht ernstlich in meinem Leben; denn bisher hatte ich nur Liebschaften mit weiblichen Personen der unteren Stände, wie solche sich den Cavallerie-Officieren der kleineren Garnisonen darbieten, gehabt. Eine wunderschöne polnische Gräfin, wirklich ein reizendes Mädchen voller Geist, Gracie und all' der bezaubernden Körperschönheit, wie solche die Polinnen höherer Stände oft in so ausgezeichneter Weise besitzen, war der Gegenstand meiner Liebe, die auch nicht unerwidert blieb. Nur die Religion — die Erkorene meines Herzens war eine sehr eifrige Katholikin — hielt uns von einer heimlichen Vermählung ab, sonst wäre ich mit dem Leichtsinn eines zwanzigjährigen Cornets ohne Weiteres solche eingegangen, so glühend war meine Liebe. Wir tauschten aber Haar-

locken und andere kleine Zeichen unserer Zuneigung und mancher feurige Kuß wurde heimlich gegeben und von süßen Lippen gern zurückerstattet. — Nun der Marschbefehl meines Commandos rief mich denn noch zur rechten Zeit wieder aus Polen nach Westphalen zurück, und obschon ich in der ersten Zeit zornig genug darüber war und allen Dienst und Zwang zu zehntausend Teufeln verwünschte, auch wirklich auf einige Wochen einen Ansatz zur Melancholie nahm, sah ich doch bald ein, daß diese Trennung für uns Beide das Beste gewesen war, um weitere dumme Streiche, die leicht dann üble Folgen hätten nach sich ziehen können, zu verhindern. Ich habe die damals so heißgeliebte Dame meines Herzens zwanzig Jahre später als runde, behäbige Großmutter eines kleinen Enkelkindes in recht behaglichen Verhältnissen wiedergefunden, und wir Beide haben uns freundschaftlich die Hände geschüttelt und über unsere damalige Schwärmerei gelacht.

Einen Bruder der schönen Gräfin, der als Rittmeister bei den polnischen Lanciers Napoleons diente, nahm ich 1813 gefangen und hatte Gelegenheit, ihm manche sehr ersprießliche Dienste zu leisten.

Drittes Kapitel.

Ernennung zum Lieutenant. — Ausmarsch aus Westphalen im Herbst 1806. — Schwerfällige Ausrüstung des Heeres. — Verlobung in Kurhessen. — Sendung in das Hauptquartier. — Verwirrung der dort herrschenden Ansichten. — Characteristik der Generäle von Rüchel, Herzog von Braunschweig, Fürst Hohenlohe und anderer Persönlichkeiten. — Erstes Patrouillengefecht mit dem Feind. — Schlacht bei Auerstädt am 14. October. — Unglückliche Disposition derselben. — Vielfache Einzelheiten dieses Kampfes. — Rückzug am Nachmittag. — Auflösung eines großen Theiles des Heeres.

Im Sommer des Jahres 1806, als unser Regiment abermals auf vollen Kriegsfuß gesetzt wurde, erhielt ich meine Beförderung zum Lieutenant. Ich kann den Jubel gar nicht beschreiben, der unter sämmtlichen jüngeren Officieren unseres Husaren-Regiments, ja der ganzen Garnison Münster herrschte, als wir den Befehl zum Ausmarsch erhielten und nun mit ziemlicher Sicherheit hoffen durften, bald gegen die so bitter gehaßten Franzosen kämpfen zu können. Es mochte vielleicht wenige Regimenter in dem damaligen Preußischen Heere geben, die ein so feldtüch-

tiges, durch und durch für Se. Majestät den König, ihren obersten Kriegsherrn, begeistertes Officier-Corps besaßen, wie unser von Blücher'sches Husaren-Regiment. Von dem Feuergeist, dem Kriegsmuth und dem wahren Soldateneifer unseres berühmten Chefs war auch ein Theil auf die Officiere seines Regiments, die er oft scherzend seine „Jungen" nannte, übergegangen. Gelehrte, ja nur wissenschaftlich gebildete Männer gab es fast gar keine in unserem Corps; feine Sitten und angenehme Umgangsformen, wie man solche in den Salons der vornehmen Welt lernt, waren auch nicht allzuhäufig bei uns zu treffen, und es ging im Frieden mitunter wohl etwas zu toll und lustig bei uns zu, und Mancher verspielte sein Vermögen oder ward ein Säufer oder bei den wilden Ritten ein Krüppel; aber practisch erfahrene, hart erzogene, gut für den Krieg passende Reiter-Officiere, denen das Herz auf dem rechten Fleck saß, waren wir fast Alle, denn Andere duldete der General nicht in seinem Regimente. Von sämmtlichen Officieren des von Blücher'schen Husaren-Regiments hat auch fast kein Einziger in den unglücklichen Kriegsjahren von 1806—7 sich eine Pflichtvergessenheit zu Schulden kommen lassen. Manche von uns aber fanden mit dem Säbel in der Hand ihren Tod für König und Vaterland auf dem Bette der Ehre. Auch unsere Mannschaft war im Allgemeinen gut, als wir 1806 in das Feld marschirten, wenn es freilich auch manche rohe Kerle, die nur durch die strengste Disciplin in Zucht gehalten werden konnten, darunter gab. Die Inländer, welche wir hatten, waren größtentheils Bauerburschen aus

Hinterpommern, tüchtige, derbe Gestalten mit kräftigen Armen und vielen guten Eigenschaften für den Reiterdienst. Die Abrichtung dieser Pommern war zwar etwas mühselig; war es aber erst geglückt, solch einen schwerfälligen Bauerburschen zu einem einigermaßen gewandten Husaren umzubilden, so konnte man ziemlich sicher auf dessen Zuverlässigkeit rechnen. Unter den Ausländern waren manche Polen, die zwar roh, sehr zum Trunke geneigt und nur durch Körperstrafen in Zucht zu halten waren, häufig aber eine gewisse Tollkühnheit und eine allen Strapazen widerstehende Gesundheit des Körpers zeigten. Die angeworbenen Mecklenburger waren die besten Pferdewärter und zuverlässigsten Menschen, mitunter aber nur etwas zu langsam und zu sehr auf einen vollen Magen haltend. Uebrigens hatten wir auch Sachsen, Burschen aus dem Reich, dann mehrere Ungarn, die schon von 1792 her dienten, ja selbst zwei Tartaren im Regimente. Beritten war unser Regiment im Allgemeinen sehr gut und zwar größtentheils mit Wildfängen aus der Ukraine, oder jungen Pferden, die in Litthauen angekauft wurden. Die Thiere waren klein, aber stark, gewandt und ausdauernd, mitunter nur schon etwas zu alt und struppirt. Auch unsere sonstige Ausrüstung war — wenigstens nach damaligen Anforderungen — vollkommen befriedigend, und so konnte sich das von Blücher'sche Husaren-Regiment mit Recht als Eins der in jeder Hinsicht besten und feldtüchtigsten Cavallerie-Regimenter des damaligen Heeres betrachten, und durfte mit Recht hoffen, auch in dem neuen

Kampfe sich den alten Ruhm aus dem siebenjährigen Kriege und von 1792—94 ungeschwächt zu erhalten.

Als unser Chef, dem jetzt die kriegerische Begeisterung so recht aus seinen ohnehin schon so lebendigen Augen blitzte, und der wirklich seit dem Befehl zum Ausmarsch in das Feld sich um zehn Jahre verjüngt zu haben schien, das ganze Regiment noch einmal musterte, hatte sein Gesicht einen ungemein freudigen Ausdruck. „Na, Husaren, das ist ja eine wahre Lust, Euch so zu sehen, und wenn es man erst so recht zum Dreinhauen auf diese verfluchten Parlez-vous kommt, werdet Ihr Eure verdammte Schuldigkeit auch schon thun“, rief er mit seiner weitschallenden Baßstimme, daß alle zehn Schwadronen des Regiments die Worte deutlich hören konnten.

„Gewiß — gewiß, Ew. Excellenz, an uns soll es nicht fehlen“, riefen und jubelten die Husaren, und ein alter Flügelcorporal, ein Veteran, der schon an vierzig Jahre diente, meinte: „Diesmal geht es doch aber gleich in das Paris hinein, und wir werden nicht wieder so verflucht angeführt, wie damals anno 1792.“

„Nee, oller Junge, diesmal geht es hinein, und wenn wir in Paris drin sind, dann trinken wir Beide zusammen unseres Königs Gesundheit in dem besten Champagnerwein, der nur zu haben ist“, lachte der General von Blücher, und —

„Top, Ew. Excellenz, das soll ein Wort sein“, antwortete der Corporal unter dem Gelächter aller Husaren.

Nun, in diesem Feldzug von 1806 kam freilich das Regiment nicht nach Paris, aber 1814 hat dieser alte

Corporal doch noch seinen Einzug daselbst gehalten und ist richtig zu dem Feldmarschall von Blücher gegangen, um denselben an sein damaliges Versprechen zu erinnern. Der alte Blücher, der stets der wahre Soldatenfreund blieb, hat den Corporal auch sehr freundlich aufgenommen, mit ihm eine Flasche Champagner ausgetrunken, viel mit ihm über die alten Zeiten im Regiment geplaudert und ihn mit einem hübschen Pfeifenkopf beschenkt.

Zogen wir jüngeren Officiere nun auch alle sehr gern in den Krieg, und war auch die Mannschaft wenigstens bei den meisten Husaren-Regimentern zuverlässig, so war doch bei nur zu vielen Stabsofficieren, ja selbst bei vielen Compagnie-Chefs, schon eine entschiedene Unlust für den Kampf vorherrschend. Diese Herren waren während des langen Friedens dick und bequem geworden, hatten allen kriegerischen Ehrgeiz längst vergessen, wollten die Gemächlichkeiten des müßigen Garnisonslebens nicht aufgeben, dachten mehr an ihre heulenden Weiber, quarrenden Kinder und an die grunzenden Schweine oder gackernden Hühner, die sie auf ihren Höfen hielten, wie an Trommel- und Pfeifenklang und Kanonendonner, und klagten nicht wenig, daß sie die vielen Nebeneinkünfte und Sporteln, die sie sich auf alle Weise im Frieden zu machen wußten, nun im Kriege verlieren sollten. Es war wirklich oft, um vor gerechtem Zorn aus der Haut zu fahren, wenn man das Gemurre und Gejammere und Unglücksverkünden dieser Friedensfreunde um jeden Preis mit anhören sollte, und hätte uns nicht die Disciplin unbedingt den Mund verschlossen, wir jungen Subaltern-Officiere hätten oft diesen

alten Philistern, die dem Rock des Königs so wenig Ehre machten, recht derb die Wahrheit gesagt. Wir jungen Husarenofficiere rächten uns aber an diesen alten, dicken Hauptleuten und Stabsofficieren so viel wir nur konnten, und quälten solche bei den gemeinsamen Märschen auf jegliche Weise. Hörte übrigens unser General-Lieutenant von Blücher solch Geplärre, so fuhr er mit einem recht kräftigen Donnerwetter dazwischen, und trumpfte selbst manche Generäle, wenn sie ihre Pflicht versäumten, ab, daß es eine Art hatte. Nur noch vier bis sechs solcher Oberanführer wie unser Blücher hätte es bedurft, und Preußen wäre seine größte Erniedrigung erspart worden.

Worüber wir jüngeren Officiere uns jetzt auf dem Marsche auch häufig bitter ärgerten, war die entsetzliche Schwerfälligkeit unserer Armee. Es war ein Herumgeschleppe mit den unnützesten und beschwerlichsten Sachen, als sollte eine Völkerwanderung und kein Kriegszug angetreten werden. Fast ebenso viel Pferde wurden für die Bagagewagen und Packsättel, wie für die Kanonen und Cavallerie-Regimenter verwandt und von diesen Tausenden von überflüssigen Officierburschen, Trainknechten, kurz den Menschen, die diesen entsetzlichen Troß bildeten, hätte man immerhin noch einige gute Regimenter organisiren können. Trotz dieser Unmasse von Wagen und Packpferden, die in ganzen Caravanen den Regimentern folgten, war der ganze Train und noch mehr das Verpflegungswesen des Heeres äußerst schlecht organisirt, und man merkte es in diesem ganzen wichtigen Zweig sehr bald dem Preußischen Heere an, daß solches seit geraumer Zeit keinen Krieg mehr

gehabt und in einem langen Frieden jede practische Erfahrung verloren hatte. Besonders bei der Infanterie herrschte hierin ein Schlendrian und eine oft so komische Unwissenheit, daß man hätte darüber lachen müssen, wenn nur nicht daraus so traurige Folgen für das Ganze entstanden wären.

Schon nach wenigen Märschen war die Hälfte der Pack- und Trainpferde so gedrückt oder anderweitig verdorben, daß sie als unbrauchbar zurückgelassen werden mußte, und zerbrochene oder umgeworfene Wagen und gestürzte Pferde konnte man jeden Tag zu Dutzenden auf den Landstraßen, wo einige Infanterie-Regimenter marschirt waren, liegen sehen.

Der Egoismus, die Pflichtvergessenheit und Schwäche vieler höherer Officiere zeigte sich bei dieser Gelegenheit schon recht widerlich, und ließ manche böse Ahnungen bei mir aufsteigen. Unbekümmert um das Wohl des Ganzen, suchten nur zu viele derselben ihr Privateigenthum möglichst von den zurückgelassenen Wagen zu retten, und so kam es, daß schon vor der Schlacht bei Jena, trotz des mitgeschleppten Trosses, manche Regimenter den empfindlichsten Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen leiden mußten. So viel, wie er persönlich konnte, steuerte nun zwar bei unserem Corps der General-Lieutenant von Blücher solchem empörenden Unwesen, und verfuhr dabei rücksichtslos in der Wahl seiner Mittel; allein die Schlaffheit und Gleichgültigkeit mancher alten Stabsofficiere war zu groß, als daß er stets durchdringen konnte. So entsinne ich mich

noch mit Vergnügen, daß mir der General auf dem Marsche in Hessen den Befehl ertheilte, den unförmlich großen, mit vier Trainpferden bespannten Küchenwagen eines Stabsofficiers vom Infanterieregiment Winning ohne Weiteres in den Graben am Wege werfen, die Pferde aber vor zwei Munitionskarren desselben Regiments, die wegen ihrer zu schwachen Bespannung nicht mehr mit fort konnten, legen zu lassen. Mit Jubel vollführten meine Husaren diesen Auftrag, und manche Schinken oder Würste aus dem gut gefüllten Wagen blieben dabei zwischen ihren Fingern hängen, wozu ich gern ein Auge zudrückte.

Abgesehen von all' diesen Unziemlichkeiten, gewährte mir persönlich der Marsch großes Vergnügen. Ich war kerngesund und lebenskräftig, wie nur ein Jüngling es sein kann, hatte die Hoffnung, bald mit den Waffen in der Hand gegen den so bitter gehaßten Feind fechten zu können, war fest entschlossen, bis auf das Aeußerste meine Pflicht zu erfüllen, und befehligte einen Zug gut ausgerüsteter, kampflustiger und mir persönlich unbedingt ergebener Husaren. — Was kann ein junger, deutscher Reiterofficier wohl Besseres verlangen?! Den bitteren Kelch getäuschter Hoffnungen und verfehlter Bestrebungen, wie er mir später so oft gereicht ward, hatte ich damals noch nicht gekostet, und so kann ich mit Recht an diese Zeit vor der Schlacht bei Jena, als die glücklichste meiner ganzen militairischen Dienstzeit zurückdenken.

Unweit Cassel machten wir einige Tage Rast, und ich erhielt mein Quartier auf dem Hofe eines Oberforstmeisters. Die schöne, blauäugige, blondhaarige, achtzehn-

jährige Tochter des Hauses, so recht das Bild einer sittigen, mit allen Vorzügen des Geistes und Herzens gezierten deutschen Jungfrau, machte einen gewaltigen Eindruck auf mein leicht bewegliches Herz. Ich mochte ihr auch bald gefallen; die aufgeregte, eigenthümlich bewegte Stimmung, in der sich Alle vor Beginn eines blutigen Krieges befinden, trug auch dazu bei, die sonst bei kurzer Bekanntschaft stattfindende Zurückhaltung mehr verschwinden zu lassen, — kurz schon nach wenigen Tagen verlobte ich mich mit Einwilligung des Vaters mit der schönen Elsbeth. Wir waren noch in dem ersten Entzücken unseres neuen Brautstandes, und saßen Hand in Hand in dem traulichen Familienkreise, mit den schönsten Hoffnungen für die Zukunft beschäftigt, als plötzlich eine Ordonnanz mir den Befehl gab, ungesäumt in derselben Stunde noch, als Courier mit Depeschen zu dem General-Lieutenant von Rüchel abzureiten. Das war denn freilich ein sehr bitteres Muß, und zum ersten Mal in meinem Leben empfand ich schmerzlich die harte, aber doch unbedingte Nothwendigkeit der strengsten militairischen Disciplin. Dem Befehle mußte sogleich gehorcht werden. Ich drückte das weinende, schöne Mädchen, das jetzt erfahren konnte, was es heißt, eine Soldatenbraut zu sein, zum ersten und letzten Mal an die Brust, schnitt mir eine lange, volle Locke ihres blonden Haares zum Andenken ab, verabschiedete mich mit herzlichem Händedruck von den wackeren Ihrigen, und schwang mich in den Sattel des Rosses, um durch Nacht und Regen und in schlechten Wegen zum General-Lieutenant von Rüchel zu reiten. Meine junge, schöne Braut

sah ich niemals wieder, denn schon 1807 starb sie am Nervenfieber, und bei der Unsicherheit aller damaligen Postverbindungen und meinem stets wechselnden Leben im Felde erfuhr ich ihren Tod erst acht Monate später. Tief erschütterte mich diese Kunde, und manche Thräne weinte ich im einsamen Zimmer dem Andenken der so früh Verstorbenen. Die lange, blonde Locke trug ich auf der Brust, bis sie bei einer Verwundung in Lübeck ganz von meinem Blute durchnäßt wurde und dann mir während meiner Heilung abhanden kam.

Der General-Lieutenant von Rüchel behielt mich zwei Tage bei sich und sandte mich dann mit neuen Depeschen in das Hauptquartier des Heeres zum Herzog von Braunschweig. Ich glaube zwar, daß der General von Rüchel, der damals ein Fünfziger sein mochte, ganz bedeutende militairische Fähigkeiten besaß, und mit zu den energischsten Oberanführern des Preußischen Heeres gezählt werden konnte; allein seiner eigenen Werthschätzung kamen diese Fähigkeiten doch nicht gleich. Er gehörte mit zu den anmaßendsten, am meisten von sich eingenommenen Generälen, die ich jemals kennen gelernt habe, konnte nicht den allermindesten Widerspruch vertragen und war gegen Alle, die sich ihm nicht unbedingt fügen wollten, stets in gereizter Stimmung. Alle Officiere, mit denen der General von Rüchel in dienstliche Berührung kam, wurden grob und anmaßend von ihm behandelt, und er besaß ein eigenes Talent, Einem die unangenehmsten Dinge zu sagen; daher er denn auch keinen Freund im ganzen Heere hatte, obgleich sonst seiner Thatkraft und Umsicht die verdiente

Anerkennung nicht versagt werden konnte. So sehr gesucht auch damals die Adjutanten und Ordonnanzofficierstellen waren, so fiel es dem General von Rüchel doch schwer, die nöthige Zahl dieser Officiere zu bekommen, denn freiwillig mochte so leicht Keiner in seiner unmittelbaren Nähe sein, und wen der Befehl dazu zwang, machte kein vergnügtes Gesicht. Besonders gegen uns Officiere der Cavallerie war der General noch vorzugsweise grob, und sagte uns Impertinenzen, daß Einem wohl vor innerem Zorn das Blut zu Kopfe steigen konnte.

Das Hauptquartier des Heeres traf ich am 4. October in Erfurt, und gab meine Depeschen an den commandirenden General, Se. Hoheit den Herzog von Braunschweig, ab.

Ein junger Cavallerielieutenant kann zwar keine große Einsicht in das innere Getriebe eines Hauptquartiers gewinnen, und Vieles wird ihm verborgen bleiben; daß aber bei uns jetzt Alles lange nicht so war wie es sein sollte, konnte selbst ich in den wenigen Tagen, die ich jetzt in Erfurt verweilte, nur zu deutlich erkennen. Es herrschte eine Rathlosigkeit, ein Hin- und Herschwanken, ein Gefühl der eigenen Schwäche — und dabei auf der anderen Seite wieder ein völlig unberechtigter Uebermuth in den höheren Kreisen, von denen die Leitung ausging, die Jeden, der auch nur annähernd einen Einblick gewann, auf das Aeußerste verstimmen mußte. Auf solche Weise befehligt, konnten wir nun und nimmermehr einen Napoleon besiegen; dies mußte selbst ich mir sagen, der sonst gewiß geneigt war, Alles von der leichtesten Seite zu nehmen und meinem frischen Reitermuth am meisten zu

vertrauen. Alle Officiere der Regimenter in der unmittelbaren Nähe des Hauptquartiers befanden sich auch jetzt bereits in der gedrücktesten Stimmung von der Welt, und fingen häufig schon an, den Ausbruch des Krieges zu bedauern und an den Sieg zu verzweifeln — und doch war noch kein einziger Schuß gefallen. Das waren denn freilich sehr schlimme Aussichten, die Einem trotz allen Gejubles und der Zechgelage der jungen Gardeofficiere, an denen ich häufig Theil nahm, schwere Besorgnisse für ein glückliches Ende aufdringen konnten.

Der Oberanführer des Heeres, an den ich auch meine Depeschen abgeben mußte, war — wenigstens dem Namen nach — Se. Hoheit der Herzog von Braunschweig. Es war dies gleich dem schon erwähnten Feldmarschall von Möllendorf, ein ritterlich alter Herr, voll der trefflichsten Eigenschaften, von vielem Geist und einer gewinnenden Liebenswürdigkeit selbst gegen die jüngsten Officiere, dabei von einem so großen, persönlichen Muthe, wie er von allen Zeiten her ein Erbtheil des berühmten Hauses der Welfen gewesen zu sein scheint. Bei diesen vielen und großen Vorzügen fehlte dem Herzog aber die Festigkeit des eigenen Willens; er schwankte leicht hin und her, und lieh sein Ohr nur zu gern den verschiedenartigsten Rathschlägen, wenn solche nur auf geistreiche und gewandte Art ihm vorgetragen wurden. So kam er zu nichts Ganzem und Festem, und sein Oberbefehl konnte daher als ein entschiedenes Unglück für das so schon schwankend genug zusammengesetzte Hauptquartier betrachtet werden. Durch sein hohes Alter von zwei und siebenzig Jahren

hatte der Herzog, trotz aller scheinbaren Rüstigkeit, doch nicht mehr Körperkraft genug, um alle Strapazen und Wechselfälle des Krieges ertragen zu können.

Als bösen Geist des Hauptquartiers aber konnte man den Oberst von Massenbach betrachten, der leider einen nicht geringen Einfluß auf alle Verhältnisse daselbst sich erworben hatte. Dieser Mann, der sich später, als das Unglück über den Preußischen Staat hereinbrach, so überaus erbärmlich benahm, war ein Schwätzer und Projectenmacher erster Classe, der vom wirklichen Dienst nicht das Mindeste verstand und sich stets in abenteuerlichen Plänen bewegte. Es war mir unbegreiflich, daß man einen solchen Mann überhaupt zum Obersten ernennen und ihm nun gar noch Einfluß einräumen konnte. Und dennoch geschah dies, denn der General Fürst Hohenlohe, der später die unrühmliche Capitulation von Prenzlau einging, ward fast gänzlich von diesem Massenbach geleitet, und unterstützte dessen unklare Pläne durch das Gewicht seines Namens und Ranges. Der Fürst Hohenlohe hatte den Ruf, ein braver, guter Mann, dabei aber ein mäßiger Kopf zu sein. Er war voller Eitelkeit, und wollte sich gern einen Namen als Feldherr erwerben, obgleich er nicht die Fähigkeiten dazu besaß, sich auch während der langen Friedenszeit — ganz nach der Art von nur zu vielen vornehmen Herren — ungleich mehr um Jagden und andere Vergnügungen, wie um den wirklichen Dienst bekümmert hatte.

Die anderen einflußreichen Persönlichkeiten im Hauptquartier sollten nach dem allgemeinen Urtheil der Officiere

ebenfalls von keiner hervorragenden Bedeutung sein. Der General von Pfuel galt allgemein für halbverrückt, so absonderliche Ideen brachte er mitunter zum Vorschein; der General von Köckritz, der das unbedingte Vertrauen des Königs besaß, war ein braver, seinem Herrn treu ergebener Mann, aber ein beschränkter Kopf, und der General von Zastrow ungleich mehr Diplomat und Weltmann, wie Soldat.

Unser General von Blücher, der mit seiner großen Schlauheit die Schwächen aller vornehmern Persönlichkeiten im Hauptquartier vollkommen durchschaute und solche dann mit derbem militairischen Humor rücksichtslos verspottete, sagte einmal im Kreise der Officiere seines Regimentes: „der Scharnhorst und der Kleist sind die beiden einzigen Vernünftigen im ganzen Hauptquartier, die unserem Könige guten Rath geben könnten, und leider werden gerade diese Beiden am wenigsten gehört. Es wird noch genug Schweinerei dort geben, das sehe ich schon kommen, und die Säbel unserer Husaren werden wieder gut machen müssen, was die dort verderben."

Jetzt in Erfurt hatte ich auch die hohe Ehre, Sr. Majestät meinem Allergnädigsten Könige zum ersten Mal vorgestellt zu werden. Der Monarch sah angegriffen und etwas verdrießlich aus, und man merkte es ihm an, daß schwere Sorgen sein Gemüth darniederdrückten. Gegen mich war er sehr gnädig und huldvoll, und sagte in seiner zwar kurzen, aber freundlichen Sprachweise: „Tragen

einen Namen von gutem Klang in meiner Armee, und werden gewiß demselben auch Ehre machen. — Grüßen Sie Ihr Regiment von mir.“ Mit einem gnädigen Kopfnicken verabschiedete mich dann der König.

Gegen Abend des 9. Octobers kam ich mit meinen Depeschen wieder beim Blücher'schen Corps an, das inzwischen nahe bei Gotha aufmarschirt war. Ich kann nicht leugnen, daß ich eine große Freude verspürte, wieder aus dem Wirrwarr des Hauptquartiers heraus, bei meinen Kameraden und meinem Zuge zu sein. Es ging bei uns doch ungleich besser und frischer zu; wir hatten Alle unbedingtes Vertrauen zu unserem Führer, und dies ist unter allen Verhältnissen, besonders aber im Felde, von der höchsten Bedeutung.

Am 12. October kam ich zuerst in der Gegend von Stadt Ilm auf Vorposten gegen den Feind. Die beiden Husarenregimenter Blücher und Württemberg und die Dragoner von Irwing bildeten die Cavallerie des Blücher'schen Corps, dem auch jetzt ein sehr gutes Bataillon Weimar'scher Scharfschützen mit beigegeben ward.

Wir Husaren machten wiederholt ziemlich ausgedehnte Recognoscirpatrouillen, konnten aber noch nicht, so sehr wir dies auch wünschten, mit den Feinden zum Scharmützel kommen. Am 13. erfuhr ich zuerst den unglücklichen Ausgang des Gefechtes bei Saalfeld und den Heldentod des Prinzen Louis Ferdinand, der als echter Sprosse des hohen Königshauses Hohenzollern lieber sterben, wie seinen Degen in die Hände eines übermüthigen Franzosen abgeben wollte.

Noch jetzt nach fünfzig Jahren steht es lebhaft vor meiner Seele, welchen erschütternden Eindruck diese Trauerbotschaft damals auf mich machte. Ich war nicht allein dem Prinzen Louis Ferdinand persönlich ungemein zugethan gewesen, sondern hatte in ihm auch bei einem längeren Kriege die Gewähr eines glücklichen Erfolges zu finden gehofft, um desto mehr mußte mich also sein plötzlicher Tod gerade in jetziger Zeit betrüben.

In der Nacht vom 13. auf den 14. stieß die Husarenpatrouille, die ich befehligte, zuerst auf eine französische Cavalleriepatrouille von doppelter Stärke. Meine Spitze hatte in der großen Dunkelheit der Nacht die französischen Husaren zuerst für Sachsen gehalten und so waren wir ihnen unbesorgt bis auf wenige Schritte nahe geritten, als ihr Anruf: „halte la — qui vive“ uns zuerst über unseren Irrthum aufklärte. Ein eigenthümliches Gefühl durchzuckte in dem Augenblick meine Brust, als ich mich jetzt so plötzlich einem Feinde von großer Uebermacht gegenüber befand. Doch nur wenige Sekunden währte dasselbe, dann zog ich den Säbel, rief meinen Husaren zu: „vorwärts, da haben wir endlich die verwünschten Franzosen“, und unter dem jubelnden Ruf: „Hoch der König von Preußen“ ging es gegen die ebenso überraschten Feinde vor. Unser Anprall war stark, — die Franzosen, welche in der Dunkelheit glauben mochten, daß wir nur die Spitze einer größeren Truppe wären, leisteten nicht lange Widerstand, sondern drehten bald die Pferde um und jagten zurück. Eine weitere Verfolgung war theils in der großen Finsterniß nicht gut möglich, hätte uns auch leicht in einen

feindlichen Hinterhalt bringen können, und so gern wir Alle auch noch weiter fortgekämpft hätten, so ließ ich doch bald Halt machen. Wir selbst hatten einige Verwundete, nahmen aber drei bis vier feindliche Husaren gefangen und hieben noch mehrere zusammen.

Das war denn wenigstens ein guter Anfang für uns, leider sollte aber das Ende um desto schlechter sein.

Ich war mit meiner Patrouille kaum einige Stunden wieder bei der Schwadron zurück, und wir hatten unsere müden Pferde nothdürftig etwas aus den Futterbeuteln gefüttert und uns selbst durch einige Bissen trockenes Brod und einen Schluck Brandwein — damals allgemein „Husarenkaffee" genannt — aus der Feldflasche gestärkt, als wir wieder aufsitzen mußten. Wir wußten Alle, daß es am heutigen Tage zu einem ernsthaften Zusammenstoß mit dem Feinde kommen würde und vergaßen daher gern Hunger und Ermüdung. Die Stimmung bei unserem Husarenregiment, ja bei der gesammten Cavallerie des von Blücher'schen Corps war an diesem Morgen noch gut und kampfeslustig; bei der Infanterie sollte jedoch nicht überall Gleiches stattfinden und bei einigen Regimentern bereits eine bedenkliche Desertion eingerissen sein, wozu die schlechte Verpflegnng und mangelhafte Bekleidung der armen Infanteristen, die ohne Mäntel hatten mehrere Nächte schon bivouakiren müssen, gewiß sehr Vieles mit beigetragen hat. Ein so starker Nebel, daß man nicht dreißig Schritte vor sich sehen konnte, lag an diesem Morgen in den engen Thüring'schen Thälern, und mochte die

Verwirrung, die sehr bald in dem Aufmarsch der verschiedenen Corps eintrat, noch mehr steigern. Die Wege, sehr oft nur enge Waldwege, waren schlecht und schwer zu passiren, häufige Defileen erschwerten den Marsch und so traten denn bald Stockungen und Unordnungen jeder Art ein. Selbst wir Husarenofficiere konnten leicht merken, daß höherer Seits gar kein fester Plan für die heutige Schlacht gefaßt sei, uud große Verwirrung im Hauptquartier herrschen müsse, da sich die verschiedensten, ja selbst oft widersprechenden Befehle durchkreuzten. Eine schlimme Aussicht war das für den heutigen Tag, denn trat nicht ein Wunder ein, oder machte der Feind nicht noch ärgere Fehler, wie wir, und dies konnte bei einem Napoleon nicht erwartet werden, so war die Schlacht schon verloren, bevor sie noch eigentlich begonnen hatte.

Daß solch Gefühl unseren anfangs so freudigen und siegesgewissen Kampfesmuth sehr bald ungemein verringerte, war natürlich. Selbst unsere Leute, so wenig sie von dem Gange der Leitung einer Schlacht etwas beurtheilen konnten, bemerkten bald die herrschende Unordnung, und theilten sich murrend, brummend, fluchend oder auch lachend und spottend ganz freimüthig ihre Bemerkungen, die oft sehr viel Richtiges enthielten, darüber mit. Was den Mißmuth in unserem Regimente, dessen beide Bataillone übrigens von einander getrennt waren, noch mehr steigerte, war die Nachricht, daß der General von Blücher uns nicht mehr persönlich befehlige, sondern auf Befehl des Herzogs einige Cürassier- und Dragonerregimenter zur Attaque commandiren solle.

Jetzt hörten wir vom Dorfe Hassenhausen her zuerst den Donner des schweren Geschützes, zuweilen untermischt mit dem Geknatter von Salven des kleinen Gewehres. Diese Töne steigerten zwar unsere Kampfeslust, vermehrten aber noch unseren Unmuth über die herrschende Unordnung und die in Folge dessen alle Augenblicke eintretende Stockung des Weitermarsches. Besonders gewährte das Dorf Auerstedt, das wir passiren sollten, ein Bild der unbeschreiblichsten Unordnung. Infanterie der verschiedensten Regimenter war auf dem Marsche durcheinader gekommen und in einem wirren Knäuel zusammengeballt, dazwischen Pulverkarren, Handpferde und die große Menge der unnützen Trainwagen und Packpferde, die die Wege, wo Truppen hätten marschiren sollen, auf die unverantwortlichste Weise versperrten. In diesem bunten Wirrwarr sah und hörte man schreiende und tobende Stabsofficiere, die kaum ihre Pferde bändigen konnten, Adjutanten, die mit Gewalt durchdringen wollten und dies nicht vermochten; es wurden von den allerverschiedensten Personen die allerverschiedensten Befehle mit möglichster Kraft der Lungen hinausgeschrieen, ohne daß Jemand im Mindesten darnach hörte, und Flüche so kraftvoll die deutsche Soldatensprache damaliger Zeit solche nur kannte, erschollen in reicher Menge, unterbrochen von dem Gejuble und Gesinge vieler Polen aus den südpreußischen Regimentern, die ziemlich betrunken waren. Dazwischen Trommeln und Pfeifenklang, Trompetengeschmetter und der immer lauter dröhnende Kanonendonner; kurz es war ein Gewirre und Gelärme unbeschreiblicher Art, wie ich es in der Weise in all' meinen

vielen späteren Feldzügen niemals wieder hörte noch sah. Da nur eine kleine Brücke in Auerstedt über den in Folge des letzten Regens sehr angeschwollenen Emsbach führte, so war hier das Gedränge am Aergsten. Einige Cavallerieregimenter, die von heransprengenden Adjutanten eiligst vorbeordert wurden, denn schon sollten Preußische Batterieen von französischen Chasseurs erobert worden sein, fanden den Weg zur Brücke von Infanterie versperrt und wollten nun fast mit Gewalt durchdringen, so daß es zu den heftigsten Scenen kam. Es hätte wahrlich nicht viel gefehlt, so hätte Preußische Cavallerie und Infanterie hier in Auerstedt sich miteinander herumgeprügelt, während vorne bei Hassenhausen die Schlacht schon auf das Heftigste wüthete.

Unser Husarenbataillon hatte bisher noch hinter Auerstedt gestanden, jetzt gingen wir eiligst vor, und da ein Heckzaun vom Dorfe rechts uns den Weg versperrte, wurde solcher von abgesessenen Husaren niedergerissen und dann der Emsbach durchritten, wobei freilich einige Menschen und Pferde verloren gingen. Wir gelangten jedoch bald rechts von der Division Schmettau, die schon sehr heftige Gefechte gehabt hatte, an und stellten uns nebst einigen Schwadronen von Württemberg-Husaren als Reserve auf. Es sah schon sehr schlimm für uns aus, als ich zuerst den Kampfplatz überblicken konnte, und nur durch ein Wunder hätten wir jetzt noch die Schlacht gewinnen können. Jede obere Leitung fehlte fast gänzlich bei uns, jede Division, ja fast jedes Regiment oder oft nur jede Schwadron kämpfte auf eigene Hand

fort, je nachdem sie mehr oder weniger vom Feinde bedrängt wurde, oder einen mehr oder minder muthigen Führer hatte. Die Schwadronen der Garde du Corps, dann von Heise, Quitzow, Beeren und Bünting-Kürassiere und Königin-Dragoner, die Alle schon im Gefecht gewesen waren, hatten die Ordnung verloren, und bildeten einen wirren Haufen, dem man es ansah, daß er entmuthigt sei und nichts Tüchtiges mehr leisten würde. Fürwahr ein trauriger Anblick für ein Preußisches Auge, das sich früher mit Recht an diesen schönen und berühmten Regimentern hatte erfreuen können. Der Nebel hatte sich inzwischen verzogen und erlaubte einen freieren Ueberblick über den ziemlich engen und begrenzten Kampfplatz. Die Franzosen waren überall im Vorrücken begriffen und ganze Haufen Preußischer Infanterie stürzten in eiliger Flucht schon zurück, ja liefen selbst bei uns vorbei, ohne daß wir sie zum Stehen bringen konnten. Immer neue Infanteriecolonnen des Davoust'schen Corps, welches hier gegen uns focht, langten in dem schnellen Laufschritte durch welchen die französische Infanterie sich stets ausgezeichnet hat, nunmehr auf dem Schlachtfelde an, und stürmten dann unter jubelndem „vive l'empereur" gegen unsere durchbrochenen und fliehenden Reihen vor.

Ein Major von Kamptz, vom Generalstab, brachte jetzt den Befehl, daß wir mit den vier Flankeurzügen ausfallen sollten, um französische Tirailleurs, deren Kugeln schon anfingen uns zu belästigen, zurückzutreiben. Das war denn ein erwünschter Befehl, und ich freute mich, daß ich einen vierten Zug befehligte, denn diese persön-

liche Unthätigkeit mitten in der allgemeinen Verwirrung des Kampfes hatte mich schon schwer gedrückt. Wir sprengten im Galopp vor, die französischen Tirailleurs, schossen zwar einige Leute von uns zusammen und verwundeten mehrere Pferde, allein wir trieben sie doch zurück und hieben einige Dutzend Kerle nieder. Mehrere Husaren waren so wüthend, daß an Pardon geben gar nicht gedacht wurde. Auf meinem flinken Ukrainer Falben war ich den meisten Leuten meines Zuges ziemlich vorangekommen und holte einen alten französischen Sergeanten der Voltigeurs, dessen Arm mit vielen Chevrons bedeckt war, ein. Der Franzose schoß zwar aus großer Nähe auf mich vorbei, sprang aber dann so gewandt hin und her und wußte sich mit dem Bajonet so geschickt zu vertheidigen, daß ich ihm lange Zeit nichts anhaben konnte. Endlich aber glückte es mir doch, ihm nahe zu kommen; ich hob mich in den Bügeln und mein guter Säbel sauste mächtig auf den Kopf des Feindes nieder, so daß er gleich zusammenstürzte.

Wir sammelten uns nun schnell wieder und sprengten zu unseren Schwadronen zurück, da diese soeben zur Attaque gegen Infanteriebataillone der französischen Division Moraud vorgingen. Der ritterliche Prinz Wilhelm, dieser wahre Sohn der Hohenzollern, hatte die Husaren zu diesem Angriff befehligt. „Vorwärts, Husaren, mir nach, mir nach", rief der Prinz und setzte sich an die Spitze der schwachen Schwadronen, da die meisten vierten Züge sich von ihrer Verfolgung der Tirailleurs noch nicht wieder gesammelt hatten. „Hurrah — hurrah!" brüllten mehrere Hu-

saren, in Galopp ging es den ziemlich steilen Hügel hinan, in Carrière aber hinunter auf die Feinde zu. Dieser Angriff war kühn, aber wohl etwas zu unbesonnen unternommen, und fand nicht die nöthige Unterstützung bei dem Haufen der übrigen Cavallerie, die links von uns seitwärts hielt. Sollte es doch wie ein Fluch auf diesem unglücklichen 14. October 1806, einem der traurigsten Tage, den Preußens Heer jemals erlebt hat, lasten, daß Alles planlos und ohne Zusammenhang geschah und somit die besten Kräfte und der größte Heldenmuth völlig nutzlos in die Schranken traten.

Die französischen Infanteriebataillone, auf welche wir Husaren in viel zu schwacher Zahl — denn keine anderen Truppen folgten uns weiter — jetzt einhauen wollten, waren alte, geübte Kriegerschaaren. Sie formirten Quarrees, ließen uns auf sechzig bis achtzig Schritte herankommen und gaben dann eine Salve, die große Verheerungen in unseren Gliedern anrichtete. Die Hälfte unserer Pferde erhielten so gefährliche Verwundungen, daß sie zusammenstürzten, und auch vielen Husaren und fast allen Officieren saßen französische Kugeln in den Gliedern. Mein Ukrainer Falbe hatte einen Schuß mitten in die Brust bekommen, lief noch wie rasend einige zwanzig Schritte vorwärts, und stürzte dann zusammen. Mit vielgeübter Voltigirgeschicklichkeit sprang ich jedoch aus dem Sattel, bevor ich vom Sturze selbst mit verletzt wurde, verlor aber bei dieser Gelegenheit meine Säbelscheide.

Zu Fuß kaum hundert Schritte von einem feindlichen Infanteriequarree entfernt, befand ich mich in gro-

ßer Gefahr, doch glückte es mir ein Husarenpferd, dessen Reiter erschossen war, aufzufangen und mich ohne verletzt zu werden in den Sattel zu schwingen, obgleich die feindlichen Kugeln von allen Seiten mich umpfiffen. Die schwachen Ueberreste unserer Schwadronen sprengten in wilder Flucht nach diesem mißglückten Angriff zurück, doch lag das ganze Feld um mich her voll todter oder verwundeter Leute und Pferde des von Blücher'schen Husarenregiments. Auch unser ritterlicher Anführer der Prinz Wilhelm ward selbst verwundet, nachdem ihm das Pferd unter dem Leibe erschossen war. Auf ein frisches Pferd sich schwingend, sprengte der muthige Prinz nach dem unsern davon haltenden Regiment der Leibkarabiniers, um mit demselben trotz seiner Wunde abermals einen Versuch zum Einhauen zu machen. Kaum an den linken Flügel dieses Regiments angekommen, stürzte jedoch der Prinz von dem vielen Blutverlust aus seiner Wunde erschöpft, ohnmächtig aus dem Sattel, und mußte von einigen treuen Soldaten aus dem Getümmel fortgetragen werden.

Ungefähr fünfzehn Husaren aus meiner Schwadron, größtentheils solche, die ebenfalls ihre Pferde eingebüßt und sich neue aufgegriffen hatten, sammelten sich jetzt um mich, und wir ritten zu dem Leibkarabinierregiment, um solches bei seiner Attaque zu begleiten. Der Angriff dieses Regiments wurde aber schon von Anfang an schlecht angeordnet, es ging in Unordnung vor, erhielt eine feindliche Salve und kam bald in noch größerer Unordnung wieder zurück.

Die Verwirrung in unserem Heere fing jetzt schon

an sich immer mehr zu steigern und feige Kerle in Menge flohen bereits vom Schlachtfelde.

Eine reitende Batterie, von einer Schwadron Garde du Corps escortirt, kam jetzt mit schäumenden Pferden bei uns an, ging muthig den Franzosen entgegen und beschoß diese so wirksam, daß die französischen Infanteriecolonnen, statt vorwärts zu stürmen, sich wieder mehr hinter den Schutz eines Hügels zurückzogen. Jetzt rückten noch frische Truppen der Preußischen Division Oranien heran, und ich glaube, es wäre noch möglich gewesen, uns — wenn auch nicht den Gewinn der Schlacht — so doch einen ehrenvollen Rückzug zu sichern. Ordnung und Zusammenhang fehlte aber auch jetzt in unserer Leitung, zumal der Herzog von Braunschweig, unser Oberbefehlshaber, schon tödtlich verwundet vom Schlachtfelde hatte fortgetragen werden müssen.

Bei diesem allgemeinen Wirrwarr, wo die meisten Regimenter sich immer mehr aufzulösen anfingen, war ich mit ungefähr fünfzehn bis zwanzig Husaren, die sich um mich gesammelt hatten, von unserem Bataillon ganz abgekommen. Eine Preußische Kanone, deren Knechte mit den Pferden davon gejagt waren, stand verlassen da und auf Befehl des Prinzen August von Preußen, der ebenfalls dort war, wo die Gefahr sich am Größten zeigte, suchte ich solche fortzuschaffen, indem wir Husarenpferde mit Fouragierstricken davor spannten. Es gelang auch diese Kanone vor der Hand wenigstens vom Schlachtfelde zu retten, wo sie aber später bei der grenzenlosen Un-

ordnung des Rückzuges geblieben ist, habe ich nicht weiter erfahren.

In diesen Augenblicken der größten Verwirrung hörte ich wieder Preußischen Trommelschlag und Pfeifenklang, und sah Preußische Infanterie in festem Schritt und Tritt gegen den immer lebhafter vordringenden Feind anmarschiren. Ein herrlicher Anblick war dies, der mein mit Zorn und Kummer erfülltes Herz neu belebte. Die beiden schönen Grenadierbataillone Rheinbaben und Knebel stürmten mit gefälltem Bajonnet den Feinden entgegen und warfen solche zurück. Auch das berühmte Infanterie-Regiment des Königs blieb in bester Ordnung aufmarschirt und hielt standhaft das verheerende Kanonenfeuer des Feindes, der den Angriff seiner Infanterie durch immer mehr herbeigezogene Batterieen verstärkte, aus. Eine Kanonenkugel riß jetzt meinem armen Pferde den Vorderfuß ab, und machte mich somit zum zweitenmal sattellos. Ich schoß schnell dem Thiere eine Pistolenkugel durch den Kopf, um ihm weitere Qualen zu ersparen, befahl meinen noch berittenen Husaren, die hier augenblicklich doch von keinem weiteren Nutzen sein konnten, aus dem Kanonenfeuer zurückzureiten und schloß mich dann mit sechs bis acht Husaren, die ebenfalls ihre Pferde schon wieder verloren hatten, dem „Königsregimente" an. Fest und ruhig blieb dies brave Regiment geschlossen, und so wild die Fliehenden von nur zu vielen Preußischen Truppentheilen auch bei uns schon vorbeiliefen, so wußten die Officiere es doch zu verhindern, daß auch nur ein Mann seinen Platz verließ. So ordentlich wie auf dem

Exercierplatz wurde von diesem Regimente inmitten der immer allgemeiner werdenden Flucht jetzt der Rückmarsch auf Befehl des Königs angetreten.

Ein Pferd mit dem Sattelzeug des Regiments der Gensdarmen kam jetzt auf mich zugelaufen, und obgleich das Thier sehr scheu und flüchtig war, so glückte es mir doch, mich desselben zu bemächtigen und es zu besteigen. Ein Husar meines Zuges, ein geborener Mecklenburger, ein treuer, braver Mensch, hatte inzwischen eine Schußwunde im Fuß erhalten, so daß er nicht mehr zurückkonnte uud ohne fremde Hülfe auf dem Schlachtfelde liegen geblieben wäre. Mich jammerte das Schicksal desselben, und mit vieler Mühe gelang es mir ihn zu mir auf das Pferd zu heben, und vorn auf den Sattel zu setzen, so daß ich seinen schwankenden Körper mit unterstützen konnte. Das Gensdarmenpferd war groß und stark, und obschon sehr mitgenommen, konnte es zur Noth doch die doppelte Last noch tragen. Ein anderer Husar ergriff einen meiner Bügel, um auf diese Weise besser mit fortkommen zu können.

In langsamen Schritt ritt ich der Infanterie folgend zurück, als plötzlich der General von Blücher angesprengt kam. Niemals werde ich seinen Anblick in diesem Augenblick vergessen, so von grimmigen Zorn erfüllt sah er aus. So wie er mich erblickte, rief er mit lauter Stimme: „Was ist denn das — hier Zwei auf einem Pferde und noch dazu von meinem eigenen Regimente — Lieutenant, der Kerl da vorn auf dem Sattel muß herunter und dann jagen Sie was der Gaul laufen will da

über den Berg hinüber hinter Auerstedt und bringen Sie der dort gesammelten Cavallerie sogleich den Befehl zum Vorrücken. Daß doch das Donnerwetter in diese verfluchte Schweinerei hier hineinschlüge“, fluchte er weiter.

Schon wollte ich den Husaren, der vor mir auf dem Sattel saß, vom Pferde herablassen, um die Ordre des Generals schnell auszuführen, als ein verwundeter Trompeter, der noch ein ziemlich frisches Pferd zu haben schien, an mich heranritt. Ich tauschte schnell die Pferde mit ihm, schwang mich in den Sattel des Trompeterschimmels und sprengte so rasch es nur ging nach der mir vom General von Blücher bezeichneten Richtung hin. Das erste schon sehr zusammengeschmolzene Bataillon des von Blücher'schen Husarenregiments und vier Schwadronen des Leibcürassierregiments fand ich in guter Ordnung dort haltend, und brachte ihnen den Befehl des Generals zum Vorrücken. Schon sollte dieser ausgeführt werden und die Reiter hegten noch gutes Vertrauen für den günstigen Erfolg, als ein Adjutant des Königs uns die Ordre zum Rückzug brachte.

Der allgemeine Rückzug des Heeres trat nun ein und wir wandten, ein trauriges Gefühl für jedes tapfere Preußische Herz, dem Feinde den Rücken.

Ich glaube wirklich mir liefen damals vor Zorn die Thränen über die Backen, in einer so verzweifelten Stimmung war ich. Unser Rückmarsch sollte anfänglich auf Artern zu gehen, — wie aber an diesem unheilvollen Tage nichts Festes und Bestimmtes geschah, so ward plötzlich dieser Befehl abgeändert und wir erhielten die

Richtung nach Weimar zu, um uns dort mit dem Hohenlohe'schen Corps, welches bei Jena gefochten hatte, wieder zu vereinigen. Daß am anderen Tage die Schlacht aufs Neue beginnen würde, hofften wir Alle auf das Dringendste und selbst von unseren Husaren schwangen Viele noch drohend die Säbel gegen die Feinde und riefen: „einmal verspielt ist noch nicht verloren und morgen ist auch noch ein Tag".

Der General Graf Kalkreuth, der hier jetzt den Rückzug befehligte — Blücher war fluchend und tobend fortgeritten, als ihm der König abgeschlagen hatte, daß er die Cavallerie nochmals gegen den Feind führen dürfe — sandte mich jetzt mit einer Ordre an die Grenadierbrigade des Prinzen August. So ward ich aufs Neue von den von Blücher'schen Husaren getrennt. Die Grenadiere waren noch in sehr fester Haltung und gingen in ruhigem Marschtritt zurück, obgleich die kleinen leichtfüßigen französischen Tirailleurs in aufgelösten Schwärmen schon immer näher an uns herandrängten. Auf der Höhe vor Auerstedt machte die Grenadierbrigade Prinz August und eine Infanteriebrigade, deren Namen mir entfallen ist, abermals Front gegen den Feind und hielt diesen somit noch längere Zeit von dem weiteren Vorwärtsdringen ab.

Jetzt fingen die Franzosen, welche auf die von uns verlassenen Höhen bei Gennstädt schwere Geschütze gebracht hatten, eine heftige Kanonade gegen uns an, und warfen besonders viele Granaten in die Reihen, die dort bedeutenden Schaden anrichteten.

Das Dorf Auerstedt, welches so vollgepfropft von Karren, Wagen, Kanonen und flüchtigen Soldaten der verschiedensten Regimenter war, daß ein geordneter Rückmarsch dadurch nicht mehr möglich sein konnte, gerieth jetzt auf beiden Seiten in Brand, wodurch die Verwirrung sich noch mehr steigerte. In dieser von Viertelstunde zu Viertelstunde sich immer noch vermehrenden Unordnung, in der ein großer Theil der Soldaten und leider auch viele Officiere den Kopf schon völlig verloren hatten und in wilder Flucht — uneingedenk des Preußischen Waffenruhmes — zurückeilten, blieb die Infanteriebrigade Malschitzky in fester Ordnung aufmarschirt dastehen, und hielt noch längere Zeit den Anprall des Feindes aus. Besonders das wackere Infanterieregiment Zenge hielt den in dichten Schwärmen vordringenden französischen Tirailleurs noch lange auf die heldenmüthigste Weise Stand, verlor zwar selbst viele Leute, deckte aber doch den Rückzug oder richtiger wohl die Flucht eines immer znnehmenden Theiles unseres Heeres. Leider ward in diesem Augenblick der General von Malschitzky so schwer verwundet, daß er vom Sattel sank und dann als Gefangener in die Hände der sehr schnell vorwärts stürmenden französischen Tirailleurs gerieth. Nach dem Fall des tapferen Führers kam auch die Brigade, die bereits große Verluste erlitten hatte, immer mehr in Unordnung, schwankte hin und her und löste sich dann bald eben so auf, wie es schon die meisten Truppentheile unseres Heeres gethan hatten.

In dieser allgemeinen Verwirrung sah ich noch einige auch schon sehr zusammengeschmolzene Schwadronen des

Regiments Gensd'armen, die noch in fester Haltung blieben. Ich ritt zu denselben hin und schloß mich ihnen an, zumal ich noch mit einigen Officieren von Berlin her näher bekannt war. Kummer und Zorn drückte sich ausnahmslos in den Gesichtern aller dieser über unsere schmähliche Niederlage aus, und ich bin fest überzeugt, es war kein Einziger von ihnen, der nicht mit Freuden sogleich sein Leben geopfert, wenn er dadurch die heute leider so befleckte Waffenehre des Preußischen Heeres hätte herstellen können. An diesem Abend flossen gar manche Thränen des bittersten Schmerzes aus den Augen so tapferer Männer, wie solche jemals nur die Preußische Uniform getragen haben, und für die Zukunft tragen werden. Was konnte der Einzelne aber auch bei dem größten Muthe, der unbedingtesten Aufopferung unter solchen Verhältnissen noch leisten?

Hier bei diesen Schwadronen der Gensdarmen waren mehrere junge Officiere, welche anfänglich unter keinen Umständen zurückwollten, sondern mit lautem Ruf verlangten, man solle sie wieder gegen den Feind vorwärts führen, und es wäre besser, wenn sie Alle jetzt hier den Tod fänden, als daß sie eine solche Flucht mitmachten. Es wäre nutzloser Wahnsinn gewesen, wenn dies schwache Häuflein von kaum 400 Reitern sich nochmals in den Feind gestürzt hätte, denn nicht das Allermindeste konnte dadurch gewonnen werden, das sehe ich jetzt zwar vollkommen ein, — an dem Abend aber befand ich mich in einer so verzweifelten Stimmung, daß ich selbst laut fluchte

und meinem Unwillen den freiesten Lauf ließ, als wir nun dennoch zurück mußten.

Die feste Haltung dieser Gensdarmen und einer Grenadiercompagnie nebst einigen Geschützen imponirte übrigens den Feinden so sehr, daß sie die Verfolgung nicht über den Ensbach ausdehnten. Waren die Franzosen doch eben so ermüdet wie wir selbst, und konnten mit den Erfolgen des heutigen Tages vor der Hand reichlich zufrieden sein.

Viertes Kapitel.

Kopflosigkeit vieler höheren Generäle nach der Schlacht bei Jena. — Energie des Prinzen August von Preußen und des Generals von Blücher. — Unordnungen auf dem Rückzug. — Heftiges Gefecht bei Greußen. — Täglich zunehmende Bedrängnisse des Heeres. — Gefechte der Husaren. — Capitulation von Prenzlau. — Zorn des Generals von Blücher. — Marsch nach Mecklenburg. — Liebesabenteuer in Neu-Strelitz. — Die Obersten von Scharnhorst und von York. — Beständige Gefechte. — Gefangennahme eines französischen Officiers. — Straßenkampf in Lübeck am 6. November. — Gefährliche Verwundung.

Nach einer gewonnenen Schlacht schläft es sich vortrefflich, selbst im Schnee und Schmutz; dies habe ich häufig in meinem kriegerischen Leben schon erfahren, aber auch nach einer verlorenen verlangt endlich der Körper sein Recht. Ich blieb am Nachmittag des 14. Octobers noch einige Stunden bei den Gensd'armen, denn noch immer hatte ich die Hoffnung nicht aufgegeben, daß wir hier abermals zum Angriff übergehen würden, als aber diese immer mehr schwand, ritt ich fort, um die zersprengten Ueberreste meines eigenen Regiments wieder aufzu-

suchen. Ein Officier muß und wird sich stets am wohlsten bei der Truppe, der er speciell angehört, fühlen, und es war mir an diesem Tage schon sehr unangenehm gewesen, daß Zufall oder auszuführende Befehle mich so häufig von den von Blücher'schen Husaren entfernt hatten.

Die früh hereinbrechende Dunkelheit des Octobertages erschwerte es mir aber ungemein, in dieser allgemeinen Verwirrung, ja Auflösung des Corps, das Bataillon meines Regiments, zu dem ich gehörte, wieder aufzufinden. Es herrschte jetzt eine grenzenlose Unordnung in unserem Heere, und es kamen Scenen vor, wie ich solche noch vor vier und zwanzig Stunden nicht für möglich gehalten hätte. Namentlich bei der Infanterie, die viele neu angeworbene Ausländer oder eingezogene Cantonnisten enthielt, und wo die Officiere ihre Leute nicht so genau kannten, begann die Auflösung immer mehr einzureißen. Von den vielen Polen, die in manchen südpreußischen Regimentern dienten, liefen die Meisten jetzt mit Sack und Pack zu den Franzosen über, wo sie mit Jubel empfangen wurden. Ja sogar einige Preußische Officiere polnischer Nationalität schändeten ihre Ehre so sehr, daß sie zu den Feinden desertirten. Ganze Haufen von Soldaten warfen ihre Gewehre und Patrontaschen fort, rissen die militairischen Abzeichen von ihren Hüten, plünderten die Bagagewagen und Cassen unter rohem Gelächter und Gejauchze, und zogen dann singend von dannen, mit dem Ausrufe: „mit Preußen sei es jetzt für immer vorbei, und sie wären ihres Preußischen Eides entbunden". Die Bitten, Warnungen und Befehle der einzelnen Officiere blieben

völlig wirkungslos bei diesen Kerlen, von denen Viele betrunken waren, ja es sind in dieser Nacht manche Officiere von ihrer eigenen Mannschaft auf das Gröblichste mißhandelt, selbst getödtet worden.

Freilich zeigte sich auch jetzt wieder so recht überzeugend die alte Wahrheit, daß die Hauptschuld an dem Officier selbst liegt, wenn seine Mannschaft nichts taugt, und daß dieser dann die lange Ruhe des Friedens nicht gehörig zu benutzen wußte, um solche für den Krieg auszubilden. Diejenigen Officiere, welche im Frieden zwar strenge, aber auch dabei gerecht gegen ihre Soldaten, und diesen nicht nur stets strafende Vorgesetzte, sondern auch wahre Freunde und Beschützer gewesen waren, wußten auch jetzt in dieser Nacht der Noth und des Schreckens, sich den nöthigen Gehorsam bei ihrer Mannschaft zu verschaffen. Gerade jetzt konnte man bei jeder Compagnie oder Schwadron am besten sehen, ob ihr Führer ein tüchtiger oder schlechter Officier sei. War Ersteres der Fall, so blieb doch stets eine gewisse Mehrzahl der Soldaten zusammen, und die militairische Ordnung schwand nicht gänzlich; war aber der Führer ein schlaffer, characterloser Mann, oder ein vornehmer, eleganter Geck, der sich im Frieden nicht viel um das Wohl seiner Soldaten bekümmert hatte, oder ein harter, egoistischer Vorgesetzter gewesen, der nur zu strafen und nie zu loben wußte, dann löste sich jegliche Zucht bald gänzlich auf. Ich habe in dieser Flucht nach der Schlacht bei Jena sehr viel gelernt, was mir in meiner ganzen späteren militairischen Dienstzeit von größtem Nutzen gewesen ist, wünsche

dabei aber allen meinen jüngeren Kameraden, daß sie nicht eine gleich harte Schule durchmachen müssen.

Die dunkle Nacht war schon hereingebrochen und noch immer war es mir in der von Stunde zu Stunde steigenden Verwirrung nicht gelungen, mein Regiment aufzufinden. Aus Mitleid hatte ich einen schon bejahrten, sehr ehrwürdig aussehenden Capitain vom Regiment von Wartensleben, der, am Fuße verwundet, von den Seinen abgekommen war, nun im Graben liegend, nicht mit fortkonnte und flehendlich um Hülfe bat, ohne daß sich Jemand von den vielen Hunderten, die vorbeizogen, seiner erbarmt hätte, auf mein Pferd gesetzt, und führte solches am Zügel vorwärts. Der alte Trompeterschimmel war aber schon so herunter, daß er kaum noch im Schritt fortging und alle Augenblicke stolperte, so daß wir nur ganz langsam vorwärts kamen. Ich selbst war ebenfalls auf das Aeußerste ermüdet und verhungert, denn volle vierundzwanzig Stunden war ich bereits im Sattel und vielfach dabei in der angestrengtesten Thätigkeit gewesen, ohne etwas Anderes als ein Stücklein trockenes Commißbrod und einen Schluck ordinairen Brandwein aus der Feldflasche genossen zu haben.

Es mochte wohl gegen Mitternacht sein, als wir endlich bei einem umgestürzten Marketenderkarren für einen Louisd'or eine große Gothaer Wurst kaufen und solche sogleich, vom wüthenden Hunger getrieben, ohne Salz und Brod verschlingen konnten. Mein alter Capitain traf bei diesem Karren auch einige versprengte Soldaten seiner Compagnie, die eine wirklich rührende Freude zeigten, ihren Hauptmann, der ihnen auch im Frieden ein wahrer,

väterlich für sie sorgender Freund gewesen sein mußte, wiederzufinden, und sich sogleich erboten, auch jetzt nach besten Kräften für ihn zu sorgen. Der Verwundete war jedenfalls unter der Obhut dieser braven Männer besser aufgehoben, wie im Sattel meines bis zum Umfallen müden Trompeterschimmels, und so trennte ich mich denn jetzt von ihm und setzte meinen Weg allein fort. Ich hatte gehört, daß ein starker Trupp der von Blücher'schen Husaren eine halbe Stunde seitwärts auf einer Wiese lagerte und hoffte, diese zu erreichen. In der Dunkelheit konnte ich aber den rechten Weg, der mir ohnehin nur ganz ungenau beschrieben war, nicht finden und gerieth wieder unter flüchtende Infanteristen, größtentheils betrunkene Polen, die mich sogar zu insultiren wagten, so daß ich den Säbel zog und drohte, den Ersten, der mein Pferd berühren würde, über den Kopf zu hauen, was ich auch sicherlich gethan hätte. Dies half denn, und die Kerle ließen mich ungestört weiterreiten. Ich kam jedoch jetzt in eine Wiese, wo mein müdes Pferd so tief einsank, daß es kaum noch weiter sich fortarbeiten konnte. Da ich nun einsah, daß ich jetzt in der Nacht doch mein Regiment nicht mehr würde erreichen können, so beschloß ich auf der Stelle zu bivouakiren. Ich legte mich in einen Graben nieder, schob meinen kleinen Mantelsack, den ich von meinem erschossenen Falben mitgenommen hatte, unter den Kopf, streifte dem armen Schimmel, der sogleich sich niederwarf, um zu ruhen, den Stangenzaum ab, und war wenige Augenblicke darauf in den tiefsten Schlaf der äußersten Ermüdung gefallen.

Es muß gewiß in der Nacht noch viel Gelärme aller Art um mich her gewesen sein, allein ich merkte nichts davon, so fest schlief ich. Als ich am anderen Morgen erwachte, ging eben die Sonne auf; ich fühlte mich unendlich gestärkt, sah aber, daß mein Schimmel fort war. Wahrscheinlich hatten Marodeurs das Thier mir gestohlen, denn von selbst fortgelaufen konnte es nicht sein, dazu war es zu ermüdet. Meinen Mantelsack unter dem Arm, setzte ich meinen Weg zu Fuß weiter fort, und konnte mich beim Tageslicht besser zurechtfinden, wie am vorigen Abend bei der Dunkelheit. Kaum eine Stunde mochte ich querfeldein über Gräben und Hecken gewandert sein, als ich zu meiner großen Freude die dunkelrothen Uniformen der von Blücherschen Husaren sah. So schnell ich nur laufen konnte, lief ich jetzt auf die Husaren zu, und einige Augenblicke darauf sah ich mich mitten zwischen den freilich bis auf die Hälfte zusammengeschmolzenen Schwadronen des ersten Bataillons unseres Regiments, die so eben vom Futtern aufbrechen wollten, um gegen Sömmerda zu marschiren. Man hatte mich beim Bataillon schon allgemein für verloren gehalten, und die Herzlichkeit, mit der sowohl Kameraden, wie Untergebene mich begrüßten, gewährte mir die in solchen trüben Zeiten doppelt wohlthuende Ueberzeugung, daß ich die Liebe und Achtung Aller besaß. Du schönes, altes von Blücher'sches Husarenregiment, noch jetzt als Greis gedenke ich mit wehmüthiger Freude der an wechselnden Eindrücken so reichen Zeit, die ich in deiner Mitte verleben durfte.

Eine sehr angenehme Ueberraschung war es mir, als

sogleich mit lautem Freudenruf mein treuer Bursche Christian Jochen Peeck, ein stämmiger Sohn Mecklenburgs, auf mich zusprang. Wir schüttelten uns Beide so recht vergnügt und herzlich die Hände — denn in solchen Augenblicken schwindet jeder Standesunterschied gänzlich — und Chrischan erzählte mir nun, daß es ihm gelungen sei, meine zwei übrigen Pferde mit ihrem Gepäck glücklich zu retten. Das war freilich eine frohe Botschaft, und ich konnte somit den Verlust des erschossenen Ukrainer Falben, obgleich dies ein sehr tüchtiges Campagnepferd war, schon eher vergessen. Mein Bursche, wie alle Mecklenburger, stets mit sehr gesundem Appetit begabt, wußte auch — mit einer mir oft räthselhaften Geschicklichkeit — wenn es nur irgend wie anging, möglich zu machen, daß er stets einige Lebensmittel in der Säbeltasche bei sich führte. Der sonst so ehrliche Kerl, den man unbesorgt zwischen Tonnen Goldes hätte lassen können, stahl mit der Dreistigkeit, aber auch Geschicklichkeit eines Raben, wenn es galt, Lebensmittel für seinen Herrn, für sich und seine geliebten Pferde zu bekommen. So hatte er denn auch jetzt Brod, einen mächtigen Schinken und eine große Flasche mit Brandwein bei sich, und mit riesigem Appetit hielt ich ein Frühstück, wie es mir in meinem ganzen Leben noch nicht so gut geschmeckt hatte. Neue Kraft kehrte in meine Glieder zurück; ich bestieg Eins meiner Pferde, einen sehr edlen Schimmel aus dem berühmten Ivenacker Gestüt in Mecklenburg, den mir der Großvater noch geschenkt hatte, und war nun bereit, fort und fort wieder gegen die Feinde

zu kämpfen, so bald und so lange mir nur die Gelegenheit dazu ward.

Das erste Bataillon unseres Regiments, das ungefähr noch an vierhundert achtzig bis fünfhundert wirklich kampffähige Husaren zählen mochte, kam jetzt mit den Leibkarabinern, die sich uns angeschlossen hatten, vorläufig unter dem Befehl des Generals Graf Kalkreuth, der die sogenannte Reservedivision führte, heran. Die Unordnung des vorigen Tages hatte sich aber auch am 15. October noch nicht vermindert, sondern womöglich noch gesteigert. An eine Wiederaufnahme der Schlacht, wie dies ursprünglich in dem Willen des Königs gelegen hatte, dachte Niemand mehr, es herrschte nicht einmal ein fester Rückzugsplan, sondern die meisten Corpsführer handelten nach eigenem Ermessen und viele einzelne Bataillone und Schwadronen irrten planlos umher, ohne daß sich nur Jemand um sie bekümmert hätte. Dazu fehlte es an einer irgendwie geordneten Verpflegung, es war Mangel an Lebensmitteln für Menschen und Pferde, und viele Truppentheile mußten aus Noth plündern, während an andern Stellen große Proviantvorräthe nutzlos verdarben und zahllose Wagen aller Art den Feinden in die Hände fielen.

Wir marschirten nun auf Sömmerda zu, wo ein großer Theil des Heeres sich vereinigen sollte. Ein trübseliger Marsch, voll der unangenehmsten und das Herz jedes ehrliebenden Preußischen Soldaten empörenden Einzelheiten.

Vor Weißensee wurde Halt gemacht, und es ergab sich, daß der Ort schon von einer französischen Dragoner-Division, die einen schnellen Marsch gemacht hatte, besetzt

war. Der alte General Graf Kalkreuth, der sonst ein persönlich sehr braver und ehrenwerther Mann gewesen sein soll, war jetzt durch die erlittenen Strapazen und Unglücksfälle körperlich und geistig so mitgenommen worden, daß er auch keine Spur von Energie mehr besaß.

Ohne nur erforschen zu wollen, wie stark das feindliche Corps sei, was sich uns in Weißensee in den Weg stellen wollte, sprach der alte Graf Kalkreuth sogleich von der Nothwendigkeit einer Kapitulation und es hätte wahrlich nicht viel gefehlt, so wäre es zu einer solchen gekommen, und die neun bis zehntausend Mann Preußen, die er noch befehligte, ohne Weiteres der Kriegsgefangenschaft übergeben.

Der edle Prinz August von Preußen, der sich bei unserem Corps befand, erhielt glücklicher Weise noch zur rechten Zeit Nachricht von solchem erbärmlichen Vorhaben. Auf schäumendem Rosse und von einem Adjutanten begleitet sprengte der Prinz zu dem General Kalkreuth und soll, wie uns Ohrenzeugen erzählten, sehr heftige Worte gegen denselben ausgesprochen haben. Weil der General Kalkreuth selbst kein Fünkchen von Muth mehr besaß, traute er auch seinen Untergebenen solchen nicht mehr zu, obgleich, wenigstens bei dem besseren Theile aller Soldaten und Officiere, der Wunsch sich auf das Aeußerste zu schlagen, vorherrschend war.

Auf die Worte des Prinzen August: „Er könne es vor Gott und seiner Kriegsehre nicht verantworten, wenn er hier in eine Kapitulation einwillige," soll der Graf Kalkreuth geantwortet haben: „Die feindliche Uebermacht

hat uns umringt, die Truppen sind halb verhungert und völlig entmuthigt, wir müssen uns also ergeben."

Der Prinz August hat darauf heftig erwiedert: „Nein, wir müssen uns schlagen — nun und nimmermehr werde ich in eine so erbärmliche Kapitulation einwilligen," und wie der Graf Kalkreuth dann abermals von der Erschöpfung und Muthlosigkeit der Soldaten gesprochen, — im höchsten Zorn so laut, daß alle Umstehenden es mit hören konnten — ausgerufen: „Alle Hundsfötter, und wenn sie auch Generäle sind, mögen sich meinetwegen ergeben, die braven Soldaten aber sollen sich mit mir durchschlagen."

In demselben Augenblick kam nun auch der General von Blücher, der die Arrieregarde des Kalkreuth'schen Corps befehligte, angesprengt. Hochroth im Gesicht vor Zorn schrie derselbe schon auf fünfzehn Schritte Entfernung dem Grafen Kalkreuth zu: „Da kann ja kein Zweifel sein, daß wir uns durchschlagen — wie kann man wohl von einer Kapitulation sprechen."

Der Oberst von Massenbach, der schon damals mit eigennützigen Plänen umging, wollte sich nun auch in die Berathung mit einmischen und die unbedingte Nothwendigkeit einer möglichst baldigen Ergebung beweisen, kam aber bei dem General von Blücher hiermit so schlecht an, daß er bald beschämt still schwieg und bei Seite ritt.

Der General Graf Tauentzien ritt nun mit dem General von Blücher und noch einigen anderen Officieren, unter denen sich auch der Oberst Massenbach befand, der überall dabei sein mußte, nach Weißensee, um mit dem dort kommandirenden feindlichen General zu unterhandeln.

Unsere Husaren saßen unterdeß ab, fütterten ihre müden Pferde so gut sie konnten und warteten in höchster Spannung der Dinge, die da kommen würden. Wir Officiere hatten inzwischen unter uns beschlossen, eine Kapitulation unter keinen Umständen anzunehmen, sondern uns lieber einzeln durchzuhauen, und wenn wir auch dabei den Untergang finden sollten.

Nach einigen Stunden erhielten wir die gute Nachricht, daß aus einer Kapitulation nichts würde, sondern unser Corps rechts seitwärts von Weißensee nach Sondershausen seinen Weitermarsch unbelästigt fortsetzen solle. So hatten der Prinz August und unser Blücher ein Preußisches Corps vor der Schande, in welche der Graf Kalkreuth dasselbe sonst gestürzt haben würde, gerettet. Ich bin übrigens noch jetzt der festen Ueberzeugung, hätte Blücher unser ganzes Corps mit unumschränkter Vollmacht befehligt, so wäre nicht allein von keiner Kapitulation die Rede gewesen, sondern wir hätten die Franzosen ohne Weiteres angegriffen und sehr wahrscheinlich dann auch geworfen.

Wir Husaren blieben jetzt bei Greußen und bildeten unter dem Befehle des Generals von Blücher die Nachhut des Corps. Wir bivouakirten auf den Höhen, hielten eine längere Rast und benutzten diese, uns etwas wieder zu erholen, vielfache Schäden herzustellen und die nothwendig gewordene neue Eintheilung der Schwadronen und Züge vorzunehmen. Nur zu viele Lücken fanden sich vor, denn besonders von den Officieren war ein großer Theil mehr oder minder schwer blessirt worden. Manche

Leichtverwundeten blieben übrigens im Dienst, und ein Lieutenant ließ sich sogar zwei Finger von der linken Hand hier amputiren, ohne daß er sich deshalb eine Stunde dienstunfähig meldete.

Am Nachmittag des sechzehnten rückten starke französische Cavalleriekolonnen gegen uns an; der General von Blücher ließ aufsitzen und zum Gefecht bereit halten, und schickte die Plänkler vor. Wir hatten uns jetzt wieder mehr ausgeruht, waren kampfesmuthig und kampfestüchtig, und besonders ich, der ich mich vorne bei den Plänklern befand, hoffte sehnlichst, daß es zu einem tüchtigen Scharmützel kommen werde.

Es kam nun ein französischer Stabsofficier zu uns und verlangte den kommandirenden General zu sprechen, um diesem im Namen des Marschalls Soult, der die Franzosen befehligte, eine Kapitulation anzubieten. Der General Graf Kalkreuth ritt mit dem General von Blücher, der mich als Ordonnanzofficier mit sich nahm, bald darauf zum Marschall Soult, und es wurde befohlen, daß auf keiner Seite die Feindseligkeiten früher beginnen sollten, bevor diese Unterredung beendet war.

Der Marschall Soult benahm sich ungemein grob und hochfahrend, zeigte recht brutale Sitten, die auf eine vernachläßigte Jugenderziehung hindeuteten, und hatte den alten Grafen Kalkreuth bald wieder so eingeschüchtert, daß derselbe abermals die einzige Rettung in einer feigen Kapitulation sah.

Grimmig um sich sehend und die Unhöflichkeit der französischen höheren Officiere absichtlich mit gleicher Grob-

heit erwiedernd, stand unser General von Blücher während dieser ganzen Unterhandlung da, nahm wenig Antheil daran, da solche in französischer Sprache, die er nicht verstand, geführt wurde, stieß aber wiederholt einen kernhaften deutschen Fluch zwischen den Lippen hervor. Endlich wagte auch der Graf Kalkreuth ihm den Vorschlag der Kapitulation zu machen und hatte dabei die Schwachheit, die Rücksicht auf die Erhaltung des Prinzen August und des Theiles der Gardetruppen unseres Königs, die bei unserem Corps befindlich waren, als Hauptgrund zu demselben anzuführen.

Mit einem Blick der grimmigsten Verachtung sah der alte Blücher den Grafen Kalkreuth an und rief dann laut: „Se. Königliche Hoheit der Prinz August hat viel zu viel Soldatenehre in der Brust, als daß er in eine solche feige Kapitulation mit einwilligen wird. Die Gardisten Sr. Majestät des Königs sind brave Kerle, aber gelten hier auch nicht mehr wie jeder andere Soldat, und der Teufel soll mich holen, wenn ich für meine Person eine solche Kapitulation annehme.“ Beschämt wandte sich der Graf Kalkreuth um und setzte seine Unterhandlungen wieder mit dem Marschall Soult fort.

Da Blücher noch öfters das Wort Kapitulation vernahm, so riß ihm endlich die Geduld, er ging auf den Marschall Soult zu und rief laut in deutscher Sprache, die von einigen französischen Officieren verstanden wurde: „Ich hoffe von den Herren nicht, daß sie von mich, einem alten Soldaten, der nun mit Ehre über sechzig Jahre alt geworden ist, etwas Schlechtes verlangen. Als ein ehrlicher

Soldat will ich mich zu jeder Stunde zusammenhauen lassen, wenn es nicht anders geht — aber jetzt feige kapituliren, thue ich nun und nimmermehr", und dabei schlug er mit der Hand an seinen Säbel, daß es laut klirrte.

Wahrhaft prächtig, ganz so wie ein braver deutscher Soldat aussehen muß, sah der alte General von Blücher in diesem Augenblick aus und ich hätte ihm vor Freuden um den Hals fallen mögen.

Es fing nun wieder ein heftiges Durcheinandergerede in deutscher und französischer Sprache an — der Marschall Soult stampfte wiederholt mit dem Fuß auf die Erde, und drohte uns mit seinem ganzen Zorn; unser Blücher aber lachte ihm geradezu ins Gesicht — und zum Glück ward endlich ausgemacht, daß die Feindseligkeiten beginnen sollten, sobald wir wieder bei unseren Truppen angekommen sein würden. Im Galopp jagte der General von Blücher zu der Nachhut zurück, ohne sich weiter um den General Kalkreuth zu bekümmern.

Bald darauf fingen die Franzosen an, uns aus ihren reitenden Batterieen mit Granaten zu beschießen, die uns einigen Schaden zufügten. In ruhiger, fester Haltung, so ordentlich wie auf dem Exercierplatz, traten wir unseren Rückzug an, obgleich das Defilee, was wir passiren mußten, sehr gefährlich werden konnte. Der Prinz August, der stets wie ein echter Preußischer Prinz die Gefahr aufsuchte, befehligte die Nachhut, und unter ihm schloß der tapfere General von Oswald mit Füsilieren und Grenadieren nebst einigen Husaren, unter denen auch ich mich befand, das Ganze.

Wir besetzten die Brücke über die Helbe und hatten Befehl, uns nöthigenfalls zu opfern, um den Rückzug des übrigen Corps zu decken. Die Franzosen drängten hitzig vor, aber die braven Füsiliere der Bataillone Oswald und Greiffenberg schossen so tüchtig dazwischen, daß sie das weitere Vorrücken einstellten und nun das Städtchen Greußen mit Granaten beschossen, so daß es bald in vollen Flammen stand. Es war ein lebhaftes Gefecht; die Franzosen verloren zwar viele Mannschaft, wir aber auch nicht mindere; hielten jedoch bis gegen 9 Uhr Abends Stand, und setzten dann von den Feinden unbelästigt unseren weiteren Rückzug fort. Dies bedeutende Nachhutgefecht bei Greußen lieferte den frohen Beweis, daß der Kern der Preußischen Truppen, auch selbst bei diesem unheilvollen Rückzug, noch nicht den Muth eingebüßt hatte, sondern sich gern und brav schlug — sobald nur die höheren Führer nicht Kopf und Herz verloren hatten, wie dies leider nur zu oft der Fall war. Mir selbst wurde bei dieser Gelegenheit der Kolpack von einer Kugel durchschossen, doch hatte ich auch die Freude, einen französischen Cavallerieofficier, der sich zu weit vorgewagt, gefangen zu nehmen.

Wir marschirten nun über Sondershausen nach Nordhausen, und es folgte eine traurige Zeit voll Plage und Anstrengung, und was noch ungleich drückender war, voll der herbsten Enttäuschungen, an welche ich jetzt ungern mehr zurückdenken mag. Wie weit war dies sonst mit Recht so stolze Preußen in diesen wenigen Tagen schon gesunken, und doch sollte das Schrecklichste noch kom-

men. Die feige Uebergabe von Erfurt machte hierin den Anfang und ich entsinne mich noch, in welchen heftigen Zorn der alte Blücher gerieth und wie er mit der Faust auf den Tisch der kleinen Dorfschenke schlug, daß die Gläser klirrten, als man ihm die Meldung hiervon machte.

Wir marschirten nun hin und her, und ein fester Plan zum Rückzug fehlte gänzlich, denn leider hatte der Fürst Hohenlohe den Oberbefehl bekommen, und von einem solchen Führer, der ganz unter dem Einfluß des Obersten Massenbach stand, war nichts Gescheutes zu erwarten. Wir sollten suchen nach Cüstrin zu gehen, um dort über die Oder zu setzen, denn die Vertheidigung von Berlin, die anfänglich beabsichtigt war, hatte man bald wieder aufgegeben.

Wir zogen nun zuerst in die Gegend von Magdeburg und ich selbst brachte als Ordonnanzofficier zwei peinliche Tage in dieser Festung zu, und war Zeuge der grenzenlosen Unordnung und Verwirrung aller Art, die dort herrschte. Ich glaube, daß es bei dem Babylonischen Thurmbau nicht confuser zugegangen sein kann, wie jetzt in Magdeburg.

Unser Regiment stand eine Zeit lang darauf unter dem General Bila, wir waren häufig in der Nachhut und ich selbst fand zu meiner Freude noch mehrmals Gelegenheit mit den Franzosen zu scharmutziren. Von Sieg oder nur bedeutendem Erfolg konnte bei uns unter so traurigen Verhältnissen natürlich keine Rede sein, doch wiesen wir den Feinden noch tüchtig die Zähne, und zeigten ihnen, daß wir Blücher'sche Husaren auch nicht die

allermindeste Furcht hatten und gern bereit waren, uns zu jeder Stunde bei Tag oder Nacht zu schlagen, sobald wir nur den Befehl dazu erhielten.

Zu unserer größten Freude übernahm nunmehr der General von Blücher das selbstständige Commando über unser Corps, und von dem Tage an kam sogleich wieder ein ungleich besserer Geist in dasselbe. Alle gewannen wieder Vertrauen und die schon gelockerte Disciplin ward wieder fester, ohne daß der General hätte nöthig gehabt, zu Strafen seine Zuflucht zu nehmen; einen so wohlthätigen Einfluß übte er auf die Soldaten aus. Unser specieller Brigadeführer war der wackere General von Oswald, mit dessen Leitung wir schon zufrieden sein konnten.

Ein heftiges Gefecht hatten wir Blücher'schen Husaren am 29. October in der Gegend von Ruppin mit französischer Cavallerie vom Corps des Generals Lannes. So schnell unsere müden Pferde nur laufen wollten, jagten wir auf die Feinde los, zersprengten solche gänzlich, hieben Manche zusammen und machten selbst einzelne wenige Gefangene. Auch am anderen Tage hieben wir uns im Verein mit zwei Schwadronen von dem Usedom'schen Husarenregiment noch wieder gehörig mit den Franzosen umher, und mancher kecke feindliche Reiter, der schon in übermüthigem Siegestaumel geschwärmt hatte, mußte aus dem Sattel heraus und die Preußische Erde mit seinem Blute färben. Unsere Vorposten standen den französischen jetzt so nahe, daß häufige Unterredungen zwischen ihnen stattfinden konnten. Die französischen Soldaten haben die

gute Eigenschaft, Tapferkeit selbst bei ihren Gegnern zu ehren, und da wir Blücher'schen Husaren uns stets und bei jeder Gelegenheit wacker mit ihnen herumgerauft hatten, so kannten sie unsere dunkelrothen Dollmanns sehr wohl und bewiesen solchen eine besondere Hochachtung.

War aber bei dem ganzen Corps des Generals von Blücher von Tage zu Tage mehr militairische Ordnung zurückgekehrt, so lockerte sich Disciplin und Zucht bei dem Hohenlohe'schen Corps zusehends. Desertionen und Marodiren der Soldaten kamen täglich in erschreckender Weise vor; kurz es waren scheußliche Zustände dort.

So mußte diese schändliche Kapitulation von Prenzlau denn wohl geschehen, und an 15,000 Preußen streckten in ihrem eignen Lande die Waffen vor einem Feinde, der, wie sich später auswies, ihnen an Stärke kaum gleich kam.

Wir Husaren, die von dieser Schande, welche der Preußischen Armee hierdurch zugefügt wurde, noch nichts wußten, hieben uns an dem Tage bei Lychen wieder tüchtig mit den nachdrängenden Franzosen umher. Unser Vater Blücher — so wurde der General schon damals häufig genannt — war bei uns und so ging es denn mit freudigem Hurrah gegen die verhaßten Feinde vorwärts. Zwei französische Chasseursregimenter wurden von uns geworfen und mancher stolze Reiter mußte ins Gras beißen.

Am Abend dieses Tages kamen wir, auf das Aeußerste ermüdet und halb verhungert, in Boitzenburg an, allein das Gefühl, heute so recht unsere Soldatenpflicht erfüllt zu haben, stimmte unsere Husaren so froh, daß sie —

zum Erstenmal seit dem unglücklichen Tage von Auerstedt — sogar zu singen anfingen.

Es war am 29. October in der Nacht, als ich mit einer Patrouille von zwölf freiwilligen Husaren wieder zum Recognosciren vorgeritten war, und bald auf zwei versprengte Preußische Dragoner stieß. Die Leute theilten mir fluchend und im höchsten Unwillen über das Geschehene mit, daß das ganze Corps des Fürsten Hohenlohe bei Prenzlau habe die Waffen strecken müssen, und es ihnen nur gelungen wäre sich durch die Flucht zu retten. Ich wollte meinen Ohren nicht trauen, und nahm die Soldaten anfänglich für Lügner; da sie aber ihre Aussage mit der Versicherung der Wahrheit derselben wiederholten, so hielt ich es für meine Pflicht, sie zum General von Blücher zu führen, der eben zu Pferde steigen wollte, um mit der Avantgarde wieder zu marschiren.

Die Dragoner machten vor dem General ebenso ihre Meldung, wie sie solche zu mir gethan hatten. „Das ist nicht wahr — kreuzdonnerwetter Kerl, Du lügst, das kann nicht wahr sein", rief Blücher in größter Aufregung.

„Bin ein alter Soldat, diene schon seit 1790 in Ehren und habe noch niemals meine Vorgesetzte belogen", antwortete unwillig der eine Dragoner, dessen ganzes Auftreten den altgedienten, tüchtigen Soldaten zeigte.

„So schlage doch das Donnerwetter diese Hunde, welche dem Preußischen Namen solche Schande zufügten, millionen Klafter in die Erde hinein", brauste der General von Blücher auf, und auch bei allen anwesenden Offi-

cieren wurden laute Ausrufungen des höchsten Zornes hörbar.

Die Dragoner erzählten nun noch dem General von Blücher die näheren Umstände, wobei dieser noch häufig in ein lautes Fluchen ausbrach, als auf schweißbedecktem Pferde, was sich vor Müdigkeit kaum noch auf den Füßen halten konnte, auch ein Officier des Hohenlohe'schen Corps, der sich ebenfalls noch durch die Flucht gerettet hatte, bei uns eintraf. Dieser bestätigte nicht allein die Aussagen der Dragoner, sondern fügte noch Einzelheiten hinzu, welche die Schwäche des Fürsten Hohenlohe und die Gesinnung des Obersten von Massenbach in noch grellerem Lichte hervortreten ließen.

Der General von Blücher befahl jetzt, den Obersten von Scharnhorst, dem er mit Recht ein unbedingtes Vertrauen schenkte, herbeizuholen, um mit ihm die Abänderung unserer künftigen Operationspläne, welche hiernach nöthig wurden, zu berathen. Der kalte, klare, besonnene Verstand von Scharnhorst, der 1806 dem alten General ebenso zur Seite stand, wie der General von Gneisenau dies von 1813—15 that, übte stets einen großen und wohlthätigen Einfluß auf den oft vielleicht etwas zu hitzigen und aufbrausenden Blücher aus. Bei dem überwog die kecke Reiternatur häufig die ruhige Ueberlegung; er dachte nur immer an das Dreinhauen, und seiner Neigung nach wäre er mit seinem ganzen Corps am Liebsten gerade zu auf die Feinde losmarschirt, wenn diese auch noch so übermächtig gewesen wären und hätte sich fort und fort geschlagen, so lange nur seine Reiter noch ein Pferd und

seine Infanteristen noch eine Patrone zum Verschießen gehabt hätten. Bei dem Obersten von Scharnhorst, diesem edlen Mann, dem Preußen ja ganz Deutschland so unermeßlich viel verdankt, behielt die ruhige Besonnenheit aber stets die Oberhand. Dem Preußischen Waffenruhm hätte er zwar sicherlich nicht das Mindeste vergeben und mit Recht sich und unser Corps lieber geopfert, bevor er der militairischen Ehre etwas geschadet, aber von tollkühnen, waghalsigen Unternehmungen, die doch zu keinem guten Ende führen konnten, rieth er dem General von Blücher stets ab.

Die Kunde von der Kapitulation bei Prenzlau hatte sich nur zu schnell auch in unserem Corps verbreitet und wie natürlich den nachtheiligsten Einfluß auf die Stimmung Aller ausgeübt. Besonders bei einigen Infanterieregimentern, in denen die Mannschaft freilich durch die sehr angestrengten Märsche bei mangelhafter Verpflegung ungemein abgemattet war, so daß sie sich kaum noch auf den Füßen erhalten konnte, zeigte sich ein übeler Geist, und viele Soldaten riefen schon laut aus, es sei nun am Besten, wenn auch hier kapitulirt würde, damit dann diese ewige Plackerei, die doch zu nichts mehr führen könne, aufhöre. Der Energie der Officiere gelang es jedoch bald, auch diese mißmuthigen Soldaten wieder zu ihrer Pflicht zurückzuführen, so daß im Wesentlichen die Subordination in unserem ganzen Corps ziemlich ungeschwächt blieb. Daß freilich Vieles jetzt vorkam, was in einer Friedensgarnison nicht geduldet wäre, konnte nicht vermieden werden.

Wir Officiere traten in größeren Gruppen, die aus verschiedenen Regimentern und Waffengattungen gebildet waren, zusammen und besprachen laut die verhängnißvolle Kapitulation. Eine gerechte Entrüstung herrschte unter uns Allen und die Namen des Fürsten Hohenlohe, Massenbachs und noch anderer Herren wurden mit schimpflichen Benennungen, die ich hier nicht mehr wiederholen mag, belegt. Ueber unsere künftige Verwendung schwebten wir in banger Ungewißheit, bei der uns nur die Ueberzeugung trösten konnte, daß unser Führer von Blücher niemals in eine Handlung einwilligen würde, durch welche unsere Preußische Waffenehre nur im Allermindesten verletzt werden könnte.

Einige Stunden mochte die Berathung des Obersten von Scharnhorst mit dem General von Blücher wohl gedauert haben, als Letzterer mit ziemlich munterem Gesichte zu uns trat und mit seiner frischen Stimme, die auf Alle stets einen so belebenden Einfluß ausübte, ausrief: „Nun, meine Herren, lassen Sie die Köpfe man nicht hängen, so leicht sollen die verdammten französischen Racker uns noch nicht kriegen und wir wollen, wie ich hoffe, in der nächsten Zeit noch manch gutes Preußisches Husarenstücklein ausführen."

Unwillkürlich brach die ganze Gruppe der Officiere bei solchen aufmunternden Worten in ein lautes „Hoch unser General von Blücher" aus, und ein junger Lieutenant von „Usedom-Husaren" rief in wahrer Begeisterung: „Lieber den Tod wie die Schande, Ew. Excellenz, so denken wir Alle." (Er fiel auch mit dem Säbel in der Hand

bei Lübeck.) Wohlgefällig schmunzelte der Alte bei diesem wirklich aus dem Herzen kommenden Ausruf der Officiere, in den auch viele Husaren, die ihn gehört, mit eingestimmt hatten, zwirbelte sich seinen langen Bart und sagte: „Danke — danke, ist mich eine große Ehre so tapfere Soldaten zu befehlen. Wo ich was zu sagen habe, da soll kein Preußischer Soldat Schande bekommen. das glauben Sie von mich.“

Die Kapitulation von Prenzlau erforderte nun auch für unser Blücher'sches Corps, das damals noch an 10,000 Mann unter den Waffen zählen konnte, eine völlig veränderte Marschrichtung. Ganz seinem kühnen Character getreu hatte der General von Blücher jetzt den Entschluß gefaßt, mit seinem Corps nach Mecklenburg zu marschiren, um somit beträchtliche französische Heerhaufen nach sich zu ziehen und dadurch die Operationen des Kaisers Napoleon hinter der Oder zu vereiteln. Daß unser Corps bei diesem kühnen Manöver aufgeopfert werden mußte, war zwar wahrscheinlich, aber wir verringerten auch dadurch die feindlichen Streitkräfte beträchtlich und verschafften den Trümmern der geschlagenen Preußischen Hauptarmee eher die Möglichkeit, sich hinter die Oder zu retten und dort mit der frisch heranziehenden russischen Hauptarmee zu vereinigen. Je mehr Feinde daher mit unserer Verfolgung beschäftigt wurden und je länger wir solche ausdehnen konnten, als desto gelungener durfte auch unser Plan angesehen werden. Wir mußten nun oft Kreuz- und Querzüge machen, um die verfolgenden feindlichen Corps über die eigentliche Richtung unseres Marsches,

der gar kein festes Hauptziel haben konnte, möglichst zu täuschen.

Am 30. October marschirten wir in das mecklenburgische Gebiet hinein und kamen bei dem kleinen Residenzstädtlein Neu-Strelitz vorbei. Es war dies die Heimath der in ganz Preußen so hoch verehrten Königin Louise, und diese Rücksicht bestimmte den General von Blücher, daß alle unsere Truppen nur an dem Städtlein vorbei und nicht in dasselbe hinein marschiren durften, da sonst Unordnungen schwer zu verhüten gewesen wären. Unsere Verwundeten ließen wir aber in Neu-Strelitz zurück, und bei dieser Gelegenheit kam ich selbst dort hinein, freute mich über manche dortigen Verhältnisse, erquickte mich an einem so guten Mahl und kräftigen Trunk, wie ich Beides seit mehreren Wochen nicht mehr gehabt hatte, und fand in aller Eile noch an einem zwar komischen, aber doch ganz vorzüglichen Liebesabenteuer mit einem hübschen Fräulein, das zum Hofstaate gehören sollte, viel Vergnügen. Die Wahrheit des Schiller'schen Verses:

Der Reiter und sein geschwindes Roß,
Sie sind gefürchtete Gäste,
Es schimmert die Lampe im Hochzeitsschloß,
Ungeladen kommt er zum Feste,
Er wirbt nicht lange, er zeigt nicht Gold,
Im Sturm erringt er den Minnesold.

lernte ich hier im Residenzschlosse zu Strelitz zum Erstenmale so recht empfinden. Später bei all' meinen Kriegsfahrten hatte ich freilich noch häufig Gelegenheit zu erproben, welche schnelle Siege auf dem Felde der Liebe ein kecker

Kriegsmann, besonders wenn er in einem Feldzuge ist, erringen kann.

Solche kleine Ergötzlichkeiten waren uns aber auch wirklich zu gönnen, denn wir hatten seit dem 14. October nicht allein schon Vieles erduldet, sondern sollten noch größeren Strapazen entgegengehen. Drei starke französische Corps, das von Mürat, Soult und Bernadotte, von denen Jedes uns an Zahl schon überlegen war, verfolgten uns auf unserem kühnen Zug durch das Mecklenburger Land, ließen uns Husaren der Nachhut fast keine Stunde Ruhe und brachten dabei Gefahren aller Art in Menge.

In dieser Hinsicht war unseres heldenmüthigen Führers Blücher Plan vortrefflich geglückt, denn wir entzogen dem Kaiser Napoleon über 30,000 Mann seiner besten Truppen; besonders Cavallerie, die er zu unserer Verfolgung ausgesandt und somit nicht zur freien Verwendung für seine größeren Kriegsoperationen bereit hatte.

Ich hatte mich kaum aus den Armen der Liebe des schönen Hoffräuleins in Neu-Strelitz losgerissen, als ich schon an demselben Tage mit französischen reitenden Chasseurs, die uns folgten, herumscharmutziren mußte. Der Wein und die lange entbehrte, gute Mahlzeit in Strelitz hatten mir neue Kräfte verliehen, mein so eben genossenes Liebesglück meine Sinne aufgeregt, und so ging ich denn mit doppelt freudigem Muthe in das Gefecht hinein, hieb zwar einen französischen Quartiermeister vom Pferde, erhielt aber selbst auch eine leichte Streifwunde am Ohre, so daß ich einen Verband anlegen mußte; ohne

jedoch sonst in der Erfüllung meines Dienstes verhindert zu sein. Der krumme Säbel meines Gegners war so scharf geschliffen gewesen, daß er mir förmlich mein Ohe-läppchen damit aufgeschlitzt hatte, was eine ganz eigenthümliche Narbe gab.

Es mußte den Franzosen sehr viel daran gelegen sein, auch unser Corps aufzulösen, denn der Marschall Bernadotte schickte schon jetzt einen höheren Stabsofficier als Parlamentair zu dem General von Blücher, um diesen unter sehr ehrenvollen Bedingungen zur Uebergabe aufzufordern. Der Franzose, übermüthig durch die letzten glücklichen Erfolge der französischen Armee geworden, wollte auch bei uns in gewohnter arroganter Weise auftreten, kam aber damit bei unserm General von Blücher gerade an den Rechten. Der Alte paffte dem französischen Officier den Dampf aus seiner kleinen Tabackspfeife gerade in das Gesicht und verbat sich bei der Unterhaltung die französische Sprache, indem er lachend sagte: „Er habe in seiner Jugend etwas Besseres zu thun gehabt, als französisch plappern zu lernen.“ Es mußte nun der Trompeter des französischen Stabsofficiers, ein geborener Elsasser, als Dollmetscher genommen werden, und dieser trug in seinem schlechten Deutsch unserem General die Aufforderung des Marschalls Bernadotte vor. Wiederholt hatte der Alte bei dieser Rede schon die Pfeife aus dem Munde genommen und sich heftig geräuspert; stets ein untrügliches Zeugniß, daß der Unmuth des Zornes in ihm aufstieg.

Als der Trompeter seine Rede beendet hatte und der

französische Oberst erwartungsvoll auf den General von Blücher blickte, sagte dieser zu dem Dollmetscher.

„Solche unverständige Rede macht mich Gift und Galle im Leibe, mein lieber Trompeter, und ich will sie nicht wieder hören. Reiten Sie mit Ihrem Herrn Obersten da zu dem Marschall Bernadotte zurück und sagen Sie, ich ließe ihn bestens grüßen, aber mit solchem Schnickschnack von Kapituliren solle er mich verschonen, und ich würde deshalb gar keine Parlamentairs annehmen. Ein braver Soldat sei ich all' mein Lebtag gewesen und als solcher wolle ich auch sterben." Mit diesen Worten wandte der Alte dem verblüfften Franzosen den Rücken, stieg zu Pferde und ritt im Galopp fort.

Wir marschirten nun weiter in das mecklenburg-schwerinsche Gebiet, und die übermächtigen französischen Corps waren immer dicht hinter uns her, so daß unsere Nachhut fast täglich mehr oder minder blutige Gefechte zu bestehen hatte. Unter solchen Umständen war es mir nicht möglich das Stammgut unserer Familie, auf dem ich den frohesten Theil meiner Jugendzeit verlebt hatte, und was nach des Großvaters Tode mein Onkel bewohnte, zu besuchen, so gern ich dies auch sonst gethan hätte. Bis auf zwei Meilen bin ich der Gutsgrenze nahe gekommen, und es machte einen eigenthümlichen Eindruck auf mich, in dieser Gegend, die ich als Knabe so oft mit froher Lust durchstreift hatte, nunmehr als Husarenofficier, der verfolgt wurde, gegen die feindliche Uebermacht zu kämpfen.

Das fette Mecklenburger Land mit seinen Schinken

und Würsten und großen Buttertöpfen kam unseren hungrigen Mägen jetzt trefflich zu Statten, und wir hätten uns gerne hier erholt, wenn uns die stets heftiger andrängenden Feinde nur mehr Zeit dazu gelassen. Auch unsere armen Pferde, die Tag und Nacht nicht unter den Sätteln fortkamen und besonders bei uns Husaren unausgesetzt die größten Anstrengungen bestehen mußten, konnten sich wenigstens in den vollgefüllten mecklenburgischen Kornböden gehörig sattfressen, wenn sie Zeit dazu hatten. Wir bezahlten übrigens alle unsere Bedürfnisse baar oder stellten sonst Requisitionsscheine darüber aus; die uns verfolgenden Franzosen plünderten aber tüchtig, und Mecklenburg wird noch lange an diese ungebetenen Gäste gedacht haben.

Unter den verschiedenen kleinen Scharmützeln, die wir Husaren, welche die Nachhut bildeten, fast unausgesetzt mit den leichten, feindlichen Truppen zu bestehen hatten, ist mir noch das eine unweit von dem Städtchen Waren deshalb besonders erinnerlich, weil es mir zuerst Gelegenheit verschaffte, mit dem damaligen Oberst von York, der die Jäger befehligte und sich später einen so berühmten Namen erwarb, in nähere Berührung zu kommen. Wie aus Stahl und Eisen geschmiedet war dieser kleine äußerlich so unscheinbare und innerlich dabei so bedeutende Oberst von York, und wo er das Commando führte, da konnte man sicher sein, daß die Preußische Waffenehre unbefleckt erhalten blieb. Er war kein liebenswürdiger Character, und die ungezwungene Harmlosigkeit des alten Blücher, in dessen Nähe sich Jeder wohl und behaglich fühlte und

der selbst für den gemeinsten Fuhrknecht ein freundliches Wort oder derben Witz bereit hatte, fand man bei ihm nicht. Kurz, sarkastisch, grob und herb in Wort und That war er gegen Vorgesetzte wie Untergebene, und Niemand liebte, aber Jeder achtete ihn ungemein. Seine grünen Jäger, die zwar treffliche Soldaten und sichere Büchsenschützen, aber dabei häufig rohe, verwilderte und sehr leicht zum Uebermuth geneigte Gesellen waren, wußte der kleine Oberst von York blos durch Blick und Wort trefflich in Zucht zu halten, ohne daß er eigentlich zu Härten seine Zuflucht zu nehmen brauchte. Ein tadelndes Wort ihres Obersten galt diesen Jägern schon als Strafe, ein lobendes hingegen als ein zwar schwer zu erringender, aber dann auch sehr befriedigender Lohn. Gar mancher wackere Schütze wagte freudig sein Leben, um nur ein „Gutgemacht Jäger" oder „ich bin mit Dir zufrieden gewesen" aus dem Munde seines so finster und schroff dreinsehenden Obersten zu erhalten. Eben solchen Einfluß übte dieser auch auf alle Offitiere, die mit ihm in nähere Berührung kamen. Wie an sich selbst, so machte er auch an seine ganze Umgebung die größten Ansprüche, war oft rauh und verletzend, und äußerst selten freundlich und wohlwollend. Niemand wollte gern als Adjutant oder Ordonnanzofficier zu ihm und doch fühlte sich Jeder dadurch geehrt, wenn des Obersten von York Zufriedenheit ihn traf, denn dies konnte als sicherer Beweis gelten, daß er etwas wirklich Tüchtiges geleistet hatte.

Bei diesem Gefecht unweit Waren, das sich dann durch eine Waldgegend, die „Rossentiner Heide" genannt,

den ganzen Tag über fortspann, wiesen wir die Feinde mit blutigen Köpfen zurück, so daß ihnen für die nächsten Tage die Lust zu einer lebhaften Verfolgung schon verging. Wohl an acht französische Cavallerieregimenter und die Infanteriedivision Dupont des Bernadotte'schen Corps kämpften an diesem Tage gegen uns, und doch konnten die Franzosen sich auch nicht des mindesten Erfolges rühmen. Der Oberst von York, ein sehr fester Reiter, setzte sich an die Spitze von drei Schwadronen vom Husarenregiment „Köhler", machte eine vortreffliche Attaque auf ein französisches Chasseursregiment und hieb dasselbe gehörig zusammen. Unsere Blücher'schen Husaren verloren bei dieser Gelegenheit an zehn bis zwölf Mann durch französisches Kanonenfeuer, kamen jedoch nicht recht zum Einhauen. Ich selbst war mit einer Rekognoscirpatrouille von fünfundzwanzig Mann nicht bei unserem Bataillon, sondern befand mich anfänglich weit seitwärts, wurde dann von französischen Chasseurs scharf verfolgt und kam nun zu den York'schen Jägern. Es war ein prächtiges Gefecht, welches diese Jäger hier in der Nossentiner Heide gegen die bedeutend stärkere feindliche Uebermacht unterhielten, und hierbei lernte ich zuerst so recht die große Bedeutung von muthigen, gut ausgebildeten und sicher zielenden Büchsenschützen, wenn ein fähiger Führer sie befehligt, erkennen. Wir Cavalleristen sind leider nur zu oft von der Beschaffenheit des Bodens, auf dem wir fechten sollen, abhängig, und können häufig lange nicht solche Erfolge, wie wir gern möchten, erreichen. Als ich an diesem Tage die

grünen Schützen so trefflich und so glücklich kämpfen sah, wünschte ich mir wirklich ein York'scher Jägerofficier zu sein — wenn ich kein Blücher'scher Husarenofficier gewesen wäre.

Noch in der Dunkelheit knallten die wackeren Jäger und Füsiliere so lustig auf den Feind, daß dieser bald trotz seiner großen Uebermacht das Gefecht abbrach und unsere Truppen nicht weiter belästigte. Ueber vierzehn Stunden waren einzelne Jägercompagnieen fast unausgesetzt im Gefecht gewesen und hatten trotzdem wacker ausgehalten, so groß war der Einfluß, den der Oberst von York auch in dieser Hinsicht auf seine Truppen auszuüben wußte. Ich selbst wurde noch am späten Abend mit dem Rapport über dies für unsere Waffen so höchst ehrenvolle Treffen zum General von Blücher geschickt, der sein Hauptquartier anderthalb Meilen weiter rückwärts hatte. Zwar war der Braune, den ich ritt, schon verzweifelt müde, denn das Thier hatte seit vierundzwanzig Stunden unausgesetzt unter dem Sattel sein müssen, aber wenn man eine gute Nachricht zu bringen hat, schont man auch die Sporen nicht.

Den General von Blücher traf ich noch im Sattel sitzend auf dem Wege zu uns, wohin er von Ungeduld getrieben sich aufgemacht hatte. Mit seinen Falkenaugen erkannte er meine Uniform trotz der Dunkelheit schon aus einiger Entfernung, und rief laut: „Donnerwetter, das ist ja Einer von meinem eigenen Regiment!" Als ich näher gekommen war, schrie er dann: „Fritze, Du bist es — was bringst Du für eine Meldung — man schnell heraus

damit." (Der General von Blücher nannte mich jetzt häufig Du und mit bloßem Vornamen.)

Als ich ihm die Meldung von dem glücklichen Ausgang des Gefechtes, um welchen er bei der großen feindlichen Uebermacht schon sehr besorgt gewesen war, gemacht hatte, lachte er laut auf und meinte: „Na das ist denn doch mal was Gutes, was Du mich bringst, Junge — habe so in der letzten Zeit nichts wie Schlechtes hören müssen. — Ja diese Franzosen sollen noch öfters Schmiere von uns kriegen," und, zu seiner näheren Umgebung gewandt, fügte er noch hinzu: „Hab' ich Euch das nicht immer gesagt, der York der versteht auch das scharfe Beißen wie ein Dachshund, wenn er auch für gewöhnlich ebenso brummig ist und keinen Spaß verträgt." Der General von Blücher ließ sich nun noch über die Einzelheiten dieses rühmlichen Gefechtes näheren Bericht abstatten, schmunzelte wiederholt vergnüglich dabei und meinte: „Sind Teufelskerle diese grünen Jäger vom York, wenn sie auch im Frieden unserem Könige schon manchen Rehbock wegstibitzt haben," brummte aber auch mitunter, wenn ich ihm sagen mußte, daß wegen des sumpfigten Terrains die Cavallerie nicht so oft zum kräftigen Einhauen hätte gelangen können, wie sie dies selbst gewünscht hätte. Ich mußte nun den General noch bis zum Gute „Alt-Schwerin", wo er sein Nachtquartier nahm, begleiten, war dann aber so ermüdet, daß ich mich neben meinem ebenfalls gänzlich erschöpften Pferde der Länge lang in das Stroh warf und bis zum hellen Morgen ohne Unterbrechung fortschlief.

Der gestrige Empfang war den Franzosen doch so unsanft vorgekommen, daß sie das allzuhitzige Vordrängen aufgaben, und unsere total ermüdeten Truppen somit am 1. November einen Rasttag machen konnten. Solche kurze Rast war aber für unsere Infanterie wie Reiterei von der dringendsten Nothwendigkeit, denn die fast ununterbrochenen Märsche von Auerstedt her, häufig dazu noch bei sehr mangelhafter Verpflegung, hatten Alle auf das Aeußerste erschöpft. Die Infanterie lief zum Theil trotz des kalten Novemberwetters schon barfuß, die Uniformen hingen in Fetzen umher, durch die Löcher der Collette pfiff der Wind und die in Wochen nicht mehr geputzten Gewehre waren häufig so verrostet, daß sie nicht mehr losgehen wollten. Bei der Cavallerie waren die Menschen, weil sie nicht zu Fuß zu gehen brauchten, größtentheils zwar in besseren Verhältnissen wie bei der Infanterie; aber nur zu viele Pferde zeigten sich arg gedrückt, abgetrieben, lahm oder ohne Eisen. Die Sporen mußten jetzt bei diesen armen, arg gequälten Thieren schon gehörig wirken, wenn eine Husarenschwadron nur im Galopp zur Attaque vorgehen wollte Die Husarenregimenter Pletz und Köhler, welche auf dem ganzen Rückzug die Nachhut gebildet und dadurch mit am Meisten gelitten hatten, mußten abgelöst und durch Rudorf-Husaren ersetzt werden. Auch bei der leichten Infanterie kamen frische Bataillone zur Nachhut.

Es ließen sich am 2. November gar keine Franzosen hören noch sehen, und so glaubte der General von Blücher anfänglich, daß dieselben vielleicht von unserer wei-

teren Verfolgung abgestanden und wieder zurückmarschirt wären, um über die Oder zu gehen. Da er fest entschlossen war, unser ganzes Corps nöthigenfalls zu opfern, wenn nur der Preußischen Armee jenseits der Oder, bei welcher Se. Majestät der König sich befand, eine Erleichterung dadurch bewirkt werden konnte, so faßte er den Plan in diesem Falle deu Feinden wieder nachzumarschiren, so daß unsere Nachhut dann unsere Vorhut geworden wäre.

Da es jedoch wünschenswerth schien, eine genaue Erkundigung über die feindliche Stellung einzuziehen, so erbot ich mich, ganz allein auf eine weitere Rekognoscirung vorzureiten. Mein Ivenacker Schimmel war noch ziemlich frisch und dabei ein so vorzüglicher Läufer und Springer, daß die Franzosen mich so leicht nicht einholen konnten; ich kannte die Gegend, die Sitten und Sprache des mecklenburgischen Landvolkes und durfte somit hoffen, ganz allein auf dieser gefährlichen Rekognoscirung noch am Leichtesten durchzukommen.

Als ich mich beim General von Blücher deshalb meldete, sprach er: „Fritz, das freut mich, daß Du Dir freiwillig zu diesem Ritt meldest — wäre ich vierzig Jahre jünger und noch Lieutenant, ich hätte solch Stücklein auch gemacht."

Am Nachmittag des 2. Novembers ritt ich allein ab, nachdem ich für mich einige Lebensmittel und für meinen Schimmel einige Rationen Hafer mitgenommen hatte. Die Feinde standen in starker Zahl mir gegenüber, und so mußte ich doppelt vorsichtig sein, vertraute aber bei

meinem gefährlichen einsamen Ritt auch viel mit auf die bekannte Sorglosigkeit, mit welcher die Franzosen stets den Vorposten- und Patrouillendienst versehen haben. Da ich nur auf ganz abgelegenen Nebenwegen ritt und mich womöglich immer nur durch die Büsche hindurchschlich, so dämmerte es schon stark, als ich auf dem freien Felde einem heimkehrenden Holzhauer zuerst begegnete. Der Mann war ein ehrlicher Mecklenburger, dem ich schon vertrauen konnte; ich redete ihn daher zu seinem Erstaunen in dem mir von Jugend auf geläufigen Plattdeutsch an und fragte nach näheren Nachrichten über die Franzosen. Die waren denn auch in der Nacht noch auf dem Gute, zu dem er gehörte, gewesen, hatten dort arg gewirthschaftet, einige Pferde mit fortgenommen, Kühe und Schweine ohne Weiteres geschlachtet, so daß die großen Bratfeuer die ganze Nacht nicht ausgegangen waren, und es besonders auch auf die Mädchen abgesehen. Am Morgen wären die Franzosen mehr links seitwärts wieder abmarschirt, erzählte mir der Arbeitsmann. Auf dem Pachthofe, wohin mich nun dieser Tagelöhner führte, sah es arg aus; es war förmlich geplündert worden, der Pächter hatte sich mit seiner Familie und dem werthvollsten Vieh noch zur rechten Zeit geflüchtet, den Bauerdirnen und Frauen war aber — nach ihrer eigenen, oft sehr naiv vorgetragenen Erzählnng — von den Franzosen fast nie Pardon gegeben worden.

Ich fütterte meinen Schimmel hier und suchte dann einen Boten nach dem nächsten Dorfe zu erhalten, was

mir anfänglich nicht gelingen wollte, da alle Leute entsetzliche Furcht vor den Franzosen hatten, bis sich endlich ein alter Mann entschloß, mir den Weg mit einer Laterne zu zeigen. Aus dem nächsten Dorfe erscholl mir schon von Weitem ein gräulicher Lärm entgegen, der mir verkündete, daß der Feind hier sein müsse. Mein alter Wegweiser ließ vor Schreck jetzt seine Laterne ausgehen und lief dann fort, so schnell ihn seine Beine nur tragen konnten, ohne auf mein weiteres Zureden nur ein Wort zu erwiedern. Da war ich denn in stockfinsterer Nacht wieder allein auf mich angewiesen, und mußte sehen wie ich mir selbst am Besten helfen konnte.

Wußte ich nun zwar, daß Feinde in der Nähe waren, so wollte ich doch gern genauere Auskunft haben und beschloß daher, wenn irgendmöglich, einen Franzosen gefangen zu nehmen. Ich ritt nun vom Wege ab in ein kleines Tannendickicht hinein, band meinen Schimmel an einen möglichst versteckten Platz dort fest, zog meine beiden geladenen trefflichen Pistolen aus der Holfter, steckte sie in die Manteltasche und schlich mich dann quer vom Felde sehr leise in einen Garten des Dorfes, in dem die Feinde hausten.

Wild und toll genug schien es in diesem Dorfe, in welchem ich als Junge einmal mit dem Großvater, der ein Füllen hier kaufen wollte, gewesen war, zuzugehen. Die Franzosen, so viel ich erkennen konnte, rothe Husaren und leichte Infanteristen vom Bernadotte'schen Corps hausten arg in den Häusern, und zwischen ihrem lauten Gejuble, Gesinge und Gelärme aller Art konnte man

häufig das Heulen und Kreischen der gemißhandelten oder geplünderten Männer, Weiber und Kinder, das Brüllen der Rinder, Blöken der Schafe und Schreien der Schweine, die geschlachtet wurden, hören. Große Feuer brannten in den Gärten und auf der Dorfstraße, um welche die Feinde sich gelagert hatten, jubelten, tranken und sangen; kurz ein so recht schauerliches Bild des Krieges mit seiner Last für die Bevölkerung des Landes, in dem er hauset, zeigte sich mir jetzt in dem sonst so friedlichen mecklenburgischen Bauerndorfe.

Ich verkroch mich nun heimlich in den Backofen des Schulzengartens in der Hoffnung, einen einzelnen Franzosen, der sich von seinen Kameraden abgesondert hatte, überraschen und gefangen nehmen zu können. Wohl an zwei Stunden mußte ich in diesem unbequemen, lästigen und dabei auch sehr gefährlichen Versteck des Backofens ausharren und Zeit und Weile wurde mir nicht wenig dabei lang. Ich beschloß trotzdem noch so lange wie es irgend gehen wollte hier zu verweilen, und wurde zuletzt auch durch einen günstigen Erfolg belohnt. Ein französischer junger Husarenofficier zog halb mit Güte, halb mit Gewalt eine stämmige mecklenburgische Bauerndirne in den Garten, um unter einem Baume dort süße Augenblicke der Liebe mit ihr zu feiern. Bei seinen verliebten Tändeleien war der Franzose, der, um es sich bequemer zu machen, den Säbel abgelegt hatte, so eifrig, daß er es gar nicht bemerkte, wie ich mich leise hinter ihm schlich, plötzlich zusprang und ihn, bevor er noch Widerstand leisten konnte, zu Boden riß, dann, um ihn am Schreien

zu verhindern, schnell mein Taschentuch in den Mund stopfte und darauf mit seinen eigenen Hosenträgern die Hände band.

Welch Schrecken das Gesicht dieses so unsanft überraschten Franzosen zeigte, als er sich urplötzlich, statt in den süßen Armen der Liebe zu ruhen, von einem Preußischen Husaren gefangen genommen sah, war unbeschreiblich. Der nicht viel minder überraschten Dirne gebot ich mit einem derben mecklenburgischen Fluch vor Allem zu schweigen, und zitternd versprach sie mir dies auch. Ich faßte nun meinen wehrlosen Gefangenen am Kragen, setzte ihm meine gespannte Pistole auf die Brust und sagte ihm auf französisch, daß er sicher sein könne, beim mindesten Flucht- oder Lärmversuch von mir über den Haufen geschossen zu werden. Zitternd folgte mir nun mein Gefangener — ein noch ziemlich unerfahrener junger Officier — aus dem Dorfe fort, bis auf das freie Feld. In einiger Entfernung vom Dorfe glücklich angekommen, machte ich Halt und sagte dem Franzosen, er solle nur gewissenhafte Auskunft über Stellung, Stärke und nächste Marschrichtung der französischen Corps geben — wolle er dies offenherzig thun, so solle er sogleich wieder in Freiheit gelangen, wo nicht, würde ich ihn als Gefangenen mit zum Blücher'schen Corps nehmen, und gelänge mir dies nicht, sogleich erschießen.

Der Franzose mochte mir ansehen, daß ich fest entschlossen war, auch das zu halten, was ich ihm versprach, wählte von zwei Uebeln das Kleinste und theilte mir mit, daß die feindlichen Corps nicht nach der Oder aufbrechen,

sondern uns nach einiger Rast ununterbrochen verfolgen würden. Auch sonst erhielt ich noch einige brauchbare Notizen von ihm, worauf ich dann lachend, mich über die unsanfte Störung entschuldigend und beim nächsten Liebesabenteuer besseren Erfolg wünschend, Abschied von ihm nahm. Der Franzose, froh, daß die Sache doch noch ein so gutes Ende für ihn genommen hatte, machte mit echt französischem Leichtsinn noch einige frivole Witze über dies Abenteuer und ging dann nach dem Dorfe zurück; ich aber eilte so schnell wie möglich zu meinem Schimmel und jagte dann spornstreichs quer durch die Felder nach jener Gegend zu, in der ich Preußische Truppen vermuthete.

Die Franzosen mußten aber in der Nacht doch noch eine Vorwärtsbewegung gemacht haben, denn am hellen Frühmorgen stieß ich in einem Hohlwege unerwartet auf eine starke Patrouille französischer Dragoner, die zwar anfänglich stutzten, als ein Preußischer Husarenofficier plötzlich in ihrem Rücken erschien, dann aber mit wildem Geschrei auf mich losgingen. Es war eine förmliche Hetzjagd zu nennen, denn gewiß an zwanzig bis dreißig Dragoner verfolgten mich einzelnen Reiter unter Jubel und lautem Halloh. Nur die Kraft und Schnelligkeit meines wackeren Rosses konnte mich jetzt retten, und mein Schimmel zeigte nunmehr, was ein edles Thier der echten Ivenacker Zucht zu leisten vermochte. Wie ein Vogel so schnell ging es über Gräben und Hecken hinweg, so daß die plumpen französischen Dragonergäule mir nicht folgen konnten. Mitten durch ein Dorf ging die fliegende Jagd,

mit offenen Mäulern und glotzenden Augen starrten die mecklenburgischen Bauerburschen dies seltsame Schauspiel an, doch öffnete ein alter Schulmeister mir freundlich ein hohes Gatterthor und theilte mir in aller Eile noch einen näheren Richtweg nach dem Städtchen Criwitz, das ich zu erreichen wünschte, mit.

So gelang es mir denn glücklich nach einer langen verzweifelten Hetze den feindlichen Dragonern zu entkommen, und gegen Mittag langte ich bei den ersten Preußischen vorgeschobenen Posten an.

Als ich später dem General von Blücher meine Meldung abstattete, lachte er sehr über die Gefangennehmung des französischen Officiers; ich mußte ihm alle Einzelheiten davon genau erzählen und er meinte schließlich: „Junge ist das nicht eine Lust Husar zu sein; soll mich der Teufel holen, wenn ich nicht noch Lieutenant sein möchte, um solche Stückleins zu machen. Nichts wie Schererei habe ich jetzt als General, und zum rechten Dreinhauen komme ich selbst gar nicht mehr.“

Bei Criwitz hatten unsere Truppen an dem Tage noch ein recht heftiges Gefecht mit den Feinden, wiesen ihnen aber gehörig die Zähne und nahmen selbst einen französischen Husarenobersten gefangen. Leider fand bei dieser Gelegenheit ein Freund und Landsmann von mir, der Rittmeister Cordshagen von Rudorf-Husaren, den Reitertod an der Spitze seiner Schwadron. Sein Vater war ein armer Schäferknecht aus einem mecklenburgischen Dorfe, ganz nahe von Criwitz, wo jetzt der Sohn sein Leben endete, gewesen. Als gemeiner Husar hatte er sich

unter dem alten Zieten in dessen Regiment anwerben lassen, und war dann durch Muth, Geschicklichkeit und sonstige gute Eigenschaften bis zum Stabsofficier avancirt, worauf Friedrich der Große ihn in den Adelsstand erhob.

Wenn wir auch bei Criwitz den Franzosen nochmals gehörig die Zähne wiesen, so wurde es doch sonst immer schlechter mit unserem Corps. Bei der Infanterie blieben die maroden Soldaten zu ganzen Haufen an der Straße liegen, und die Cavallerie hatte so viele gedrückte und abgejagte Pferde, daß es ein ungemein kläglicher Anblick war. Ohne die Energie des alten Generals von Blücher wäre unser Corps kaum noch schlagfähig gewesen, so aber durfte von einer Kapitulation noch gar keine Rede sein. Der Marschall Bernadotte, der gar so lüstern nach der Ehre zu sein schien, unser Corps gefangen zu nehmen, schickte abermals einen Obersten als Parlamentair zum alten Blücher. Der hörte denselben aber gar nicht einmal an, sagte, sein Gerede sei doch nur leeres Gewäsch und er solle sich nur wieder abtrollen.

Da wir in einem Dorfe dicht bei der sehr schön zwischen Seeen gelegenen, mecklenburgischen Residenzstadt Schwerin ein Nachtquartier machten, so ging ich am Abend noch auf einige Stunden dahin, um eine alte Großtante, die mich als Jungen stets sehr verzogen hatte, zu besuchen. Die gute Dame dachte sich die Franzosen als ganz unbesiegbare Menschenfresser, die uns Preußen alle bei lebendigem Leibe noch verschlingen würden, flehte mich an, meine Uniform auszuziehen und mich womöglich in

Weiberkleidung bei ihr zu verstecken, und weinte bitterlich, daß ihr geliebter Fritz schon in so jungen Jahren so elend zu Grunde gehen solle.

Es müssen doch in der That oft komische Gedanken in den Köpfen von so alten Jungfern spuken! Angenehmer wie die Thränen, Bitten und vergeblichen Ermahnungen der guten, alten Taute war mir ein Röllchen mit fünfzig holländischen Dukaten und ein kleiner Vorrath von reiner Wäsche, an der ich großen Mangel litt, welche sie mir beim Abschied noch zusteckte.

Es war anfänglich unseres Generals von Blücher Absicht gewesen, bei Boitzenburg über die Elbe zu gehen, allein da Truppen des Marschalls Soult (wie fälschlich berichtet wurde) hier schon den Weg versperrt haben sollten, so marschirten wir über Gadebusch nach der alten Hansestadt Lübeck. Zu retten war unser Corps doch nicht mehr; es galt nur noch die Franzosen möglichst lange hinzuhalten und ihnen noch recht viele Leute kampfunfähig zu machen, bevor wir dann selbst den Untergang fänden. Hätten wir nur in Wismar oder Rostock oder einem anderen deutschen Ostseehafen Schiffe genug bekommen können, um mit diesen nach Ostpreußen zu fahren, so wäre dies freilich das Beste gewesen; allein leider wollte das nicht gelingen.

Unser Regiment, das furchtbar mitgenommen war, kam nun vor Lübeck nicht mehr zum Gefecht, ich selbst blieb aber im Gefolge des Generals von Blücher und wurde von diesem fortwährend zu Entsendungen verwandt. Der Ausdauer und Schnelligkeit meines Ivenacker Schimmels, der fast das Unglaubliche leistete, und meiner ge-

nauen Kenntniß der plattdeutschen Sprache habe ich diese Auszeichnung gewiß wesentlich mit zu verdanken gehabt.

Die guten Bürger von Lübeck waren ersichtlich über unsere Ankunft und den fest ausgesprochenen Entschluß des Generals von Blücher, sich hier auf das Aeußerste zu vertheidigen, sehr mißvergnügt und wünschten uns weit hinweg wo der Pfeffer wächst. Von ihrem Standpunkt aus konnte ihnen dies auch gar nicht verdacht werden, aber ebenso sehr war es unsere heilige Soldatenpflicht, auf das Schicksal einer Stadt weiter nicht viel Rücksicht zu nehmen, wenn es galt, die militairische Ehre eines Preußischen Corps so lange wie nur irgend möglich zu vertheidigen. Ein General, ja ein jeder Officier, der sich in einem Kriege von irgend einer anderen Rücksicht wie von der militairischen leiten läßt und der nicht unbedingt Alles opfert, wenn es gilt, seine kriegerische Ehre zu retten, ist nicht der Uniform werth die er trägt, und sollte lieber die Elle wie den Degen führen.

Wir suchten nun in und um Lübeck eine möglichst feste Stellung zu nehmen, und die Franzosen, die mindestens die fünffache Uebermacht zählen mochten, ließen auch nicht lange auf ihre Ankunft warten. Ich war die letzten zwei Tage und Nächte unaufhörlich im Sattel gewesen, und hatte bei den eiligen Hin- und Herritten zwischen unseren einzelnen Truppen, größtentheils quer durch die Felder, meine beiden Pferde ganz abgehetzt und mich so ermüdet, daß ich kaum noch meine Glieder bewegen konnte, als am 6. November der Angriff der Franzosen auf Lübeck anfing. Da mußte ich denn freilich wieder in den Sattel

hinein, und mein Schimmel durch heftige Spornstöße zur äußersten Aufbietung aller seiner Kräfte angestachelt werden.

Die Franzosen stürmten mit großer Schnelligkeit vorwärts, doch kam es an mehreren Stellen noch zu heftigem Widerstand, und sie büßten viele Menschen ein, bevor sie als Sieger in Lübeck einziehen konnten.

Ich befand mich an diesem Tage meistens im Gefolge des Generals von Blücher, und wurde von diesem zuerst mit einem Befehl an den Herzog von Braunschweig-Oels, der das Burgthor mit den beiden Regimentern Oels und Mannstein besetzt hielt, abgeschickt. Der Herzog, ein persönlich so tapferer Mann, wie nur Einer jemals für die Ehre der deutschen Waffen stritt, schien diesmal Tage keine recht klare Erkenntniß von dem Plane der Vertheidigung Lübecks, den der Oberst Scharnhorst ausgearbeitet hatte, zu besitzen, und beging, wie ich glaube, den Fehler, das Burgthor früher zu räumen wie es wohl nöthig gewesen wäre. Die französische Infanterie der Division Drouet, gedeckt durch das in der Nähe einer großen Stadt stets sehr durchschnittene Terrain, fügte unseren schon ungemein ermatteten Truppen, bei denen die Munition bald zu mangeln anfing, vielen Schaden zu, so daß bald Verwirrung einzureißen begann.

Unsere Artillerie, die nach meinem Dafürhalten hier nicht sonderlich zweckmäßig aufgestellt war, feuerte anfangs sehr lebhaft; als aber ihr Befehlshaber, der brave Lieutenant Thadden, erschossen war, wurde das Feuer so unregelmäßig, daß es keine sonderliche Wirkung haben konnte.

Der Herzog von Braunschweig, dem das Pferd unter dem Leibe erschossen war, hatte mich wieder zu dem General von Blücher gesandt, diesen um Verstärkung zu bitten; allein in dem Gewühl von Verwundeten, Versprengten, leeren Munitionswagen aller Art, welches in den engen, krummen Gassen von Lübeck herrschte, und gänzlich ohne Lokalkenntniß daselbst, war es mir nicht möglich denselben so schnell wie ich wünschte, zu finden.

Französische Granaten fielen jetzt auch schon in die Stadt, platzten in den Straßen, tödteten und verwundeten viele Soldaten und trugen noch mehr dazu bei, die allgemeine Verwirrung zu vermehren. Plötzlich wie ich um eine Straßenecke biege, sehe ich große Haufen französischer Voltigeurs und höre die Klänge ihrer Hörner, während sogleich mehrere Schüsse mich empfingen, durch welche mein Schimmel am Halse verwundet ward. Die Feinde waren schon in die Stadt selbst gedrungen; ein mörderischer Straßenkampf begann jetzt, und viel Preußisches Soldatenblut färbte die Pflastersteine. Besonders die grünen Jäger von York wehrten sich wie Verzweifelte gegen die in immer zahlreicheren Schwärmen eindringenden Feinde, ihre sicheren Büchsen sandten noch manchen tödtlichen Schuß in die feindlichen Reihen, allein sie selbst fielen auch meistens, da die erbitterten Franzosen sogar schon verwundet daliegende Jäger ohne Erbarmen mit ihren Bajonnetten durchbohrten. In diesem wilden Straßenkampf, bei dem ich mich so viel wie möglich mit zu betheiligen suchte und noch einen Franzosen mit der Pistole zusammenschoß, sank auch der Oberst von York, der

bis zum letzten Augenblick mit kalter Entschlossenheit das Gefecht zu leiten versucht hatte, — so weit dies unter solchen Umständen möglich sein konnte — schwer verwundet zu Boden.

Mein Schimmel erhielt jetzt abermals eine Wunde und ward dadurch so unlenksam, daß ich nur schnell abspringen mußte. Das wüthend gewordene Pferd rannte mit Aufbietung der letzten Kräfte jetzt mitten zwischen die französischen Voltigeurs hinein und brach dort, wie ich deutlich sehen konnte, zusammen.

In diesem Augenblicke sah ich auch den General von Blücher, wie er, den bloßen Degen in der Hand, eine Abtheilung Cürassiere und dann Jäger und Magdeburg'sche Füsiliere zu sammeln suchte, um die Feinde zurückzutreiben. Auch eine Menge versprengter Officiere hatte sich um den General versammelt. Ich riß einem erschossenen Jäger die Büchse aus der erstarrten Hand, nahm Patronen aus seiner Tasche und schloß mich nun zu Fuß dem General von Blücher an.

Ein reiterloses Cürassierpferd ward bald von mir aufgefangen, und mit einem Dutzend gesammelter Cavalleristen aller Regimenter, versuchte ich auf einen Trupp feindlicher Voltigeurs, der in einer Querstraße aufgestellt, uns vielen Schaden zufügte, einzuhauen. Schon waren wir im Galopp herangeritten, da gaben die Feinde eine Salve, ich empfand einen stechenden Schmerz in der linken Schulter, mußte den Zügel fallen lassen und mein scheu gewordenes Pferd drehte mit mir um, und warf mich dann an einer Ecke gegen einen Prellstein. Eine

feindliche Kugel hatte mir das linke Schlüsselbein entzwei geschossen, der Sturz aber eine Rippe zerbrochen.

Auf Händen und Füßen kroch ich langsam an den Häusern fort, denn gehen konnte ich nicht mehr, und es glückte mir auch das Haus des braven Lohgerbermeisters, bei dem ich in der letzten Nacht einige Stunden gerastet hatte, zu erreichen. Wahres christliches Mitleiden trieb diese wackere Familie dazu, mich, den schwer verwundeten Preußischen Officier, bei sich aufzunehmen und ein bequemes Lager in einem ganz versteckt liegenden Hinterstübchen zu bereiten.

Fünftes Kapitel.

Heilung meiner Wunden in Lübeck. — Gastfreundliche Aufnahme bei einer Lohgerberfamilie. — Reise nach Ostpreußen zum Heere. — Uebermuth der Franzosen in Preußen. — Klägliches Benehmen vieler Einwohner. — Gefährliches Durchschleichen durch die feindlichen Vorposten. — Ankunft beim Corps des Generals von L'Estocq. — Eintheilung als Ordonnanzofficier. — Neue Equipirung. — Erstes Gefecht mit den Feinden. — Die russische Armee unter General von Bennigsen. — Schlacht bei Eylau. — Verschiedenartige Scenen während derselben. — Verlust des Pferdes. — Aufenthalt im russischen Hauptquartier. — Uebeler Eindruck des Rückzuges nach Königsberg.

Eine trübe Schmerzenszeit verbrachte ich in dem kleinen, ganz versteckt liegenden Hinterstübchen des Lohgerbermeisters zu Lübeck. Meine Wunden schmerzten sehr; ärztliche Hülfe war in den ersten zwei Tagen in der Stadt, wo die Franzosen schrecklich hausten, plünderten und brandschatzten, nicht zu erhalten, und dabei mußte ich jeden

Augenblick befürchten, daß die Feinde mein Versteck entdeckten und mich dann tödteten, oder was mir fast noch schrecklicher dünkte, gefangen nahmen. Endlich gelang es meinen Wirthsleuten einen Stadtchirurgen, der jedoch nicht ohne Geschicklichkeit war, zu mir zu führen; meine Wunden wurden verbunden, und bei meiner robusten Gesundheit und der sorgfältigen Pflege besserte sich von nun an meine Gesundheit wieder immer mehr, so daß ich nach vier Wochen schon mein Lager verlassen konnte.

Wurden aber meine körperlichen Schmerzen nun auch geringer, so nahmen leider die ungleich drückenderen der Seele fortwährend noch mehr zu. Welche traurige und täglich trauriger werdenden Nachrichten enthielten die Zeitungen, welche mir mein wackerer Wirth allwöchentlich zweimal in etwas veralteten Exemplaren brachte. Zuerst die Kunde, daß auch die Trümmer unseres Blücher'schen Corps am 7. November bei Ratkau hatten kapituliren müssen, wobei mich nur die Energie, die unser alter General bis zum letzten Augenblick dabei bewiesen, einigermaßen zu trösten vermochte. „Ich kapitulire nur, weil ich kein Brod und keine Munition mehr habe," hatte Blücher eigenhändig unter dieser Kapitulation geschrieben, und als die Franzosen dies anfänglich nicht dulden wollten, gedroht, die Uebergabe dann wieder rückgängig machen und sich bis zum letzten Mann zu vertheidigen. So muß auch nach meiner festen Ueberzeugung jeder deutsche Officier, welchen Grad er nun immerhin bekleiden mag, handeln, und Schande über den ehrlosen Feigling,

der eine Kapitulation eingeht, so lange ihm nur noch irgend wie die Möglichkeit zum Durchhauen übrig bleibt.

Hatte aber Blücher seine und unseres Corps Ehre auch bis zum letzten Augenblick vollgültig zu wahren gewußt, so war dies, wie bekannt, leider nicht von vielen Führern des Preußischen Heeres in ähnlicher Weise geschehen und dies erfüllte mich und jeden wahren Patrioten mit tiefem Ingrimm.

Wie kläglich benahmen sich in dieser Zeit der Schmach und des Elendes auch viele hochgestellte und niedere Beamte und selbst die Einwohner der großen Städte; besonders auch die von Berlin. Wie schien aller Patriotismus vor diesem übermüthigen Franzosen geschwunden zu sein! Es mußte nach den Berichten der Zeitungen jetzt traurig in Preußen zugehen, und wer, wie ich, von Kindheit an nur in dem Gefühl des Preußischen Ruhmes auferzogen war, der mußte solche Schmach schon zwiefach bitter empfinden.

In diesen trüben Stunden gereichte mir die brave Lohgerberfamilie, die mich so gut versteckt hielt und so hülfreich pflegte, zu wahrem Trost. Echt deutsche, kernhafte Menschen waren dies, treu, bieder, voll wahrer Frömmigkeit und ohne jeglichen falschen Schein. Der Vater, ein Muster eines deutschen Bürgers, war von gerechtem Stolz auf seine alte Vaterstadt Lübeck, auf sein Lüb'sches Recht, auf sein Gewerbe und seinen geachteten Namen erfüllt, dabei fleißig und sparsam, zwar derb in Wort und That, aber auch zuverlässig und mildthätig,

nicht ohne fernigen Mutterwitz und klares, verständiges Urtheil über alle Dinge, welche er seinem Stande nach beurtheilen konnte.

Dieser schlichte Lübecker Lohgerbermeister beschämte mit seinem gesunden Urtheil gar manche Excellenzen und vornehme Persönlichkeiten, mit denen mein späteres Leben mich vielfach in nähere Berührung brachte, und gar häufig mußte ich seiner noch gedenken. Die Hausfrau war ein gutes, braves, durch und durch mildthätiges Weib, voller Wirthschaftlichkeit, aber sonst ohne weitere geistige Begabung und Ausbildung. Sie las am Abend nach vollbrachter Tagesarbeit gern in der Bibel, besuchte in frommer Weise so oft wie möglich die Kirche, kümmerte sich aber sonst nicht viel um das, was weiter in der Welt vorging.

Die neunzehnjährige Tochter Marie war ein prächtiges Mädchen; so gesund an Geist, Körper und Herz, wie man dies selten finden wird. Sie war verständig und hatte mehr wirkliche Bildung wie die Meisten der adeligen Fräuleins, mit denen ich bisher zusammen gekommen war, verrichtete dabei willig alle häuslichen Arbeiten und pflegte mich mit einer Sorgfalt, wie solche gar nicht größer sein konnte. Sie wäre sonst wunderhübsch gewesen, hatte aber rothes Haar, was ich niemals habe leiden können. Gar oft saß sie an meinem Bette, strickte Strümpfe oder beschäftigte sich sonst nützlich, plauderte dabei aber harmlos und unbefangen mit mir und half mir manche fast unerträglich langweilige

Stunde verkürzen. Dies brave, gute Mädchen, deren Andenken ich stets dankbar bewahren werde, hat später einen Förster in Holstein geheirathet.

Da in Lübeck fortwährend eine französische Besatzung blieb, so mußte mein Aufenthalt sehr geheim gehalten werden, indem ich sonst ohne Weiteres gefangen genommen worden wäre. Ich schnitt deshalb meinen Schnurrbart, den ich bisher in jugendlicher Eitelkeit so sehr gepflegt hatte, ab und suchte auch sonst alle Spuren meines militairischen Aeußeren möglichst zu verwischen; wie denn auch meine Uniformsstücke und Waffen versteckt wurden. Ich galt bei den Nachbaren als ein Vetter der Frau aus Mecklenburg, der früher Jägerbursche gewesen, jetzt aber schwer erkrankt war.

Meine ganze Equipage, wie auch mein zweites Pferd hatte ich verloren, und nur das gerettet, was ich am Leibe bei mir trug, wobei sich glücklicher Weise auch das Geld befand, welches ich von der Großtante in Schwerin erhalten hatte. Ich habe niemals wieder etwas von dem Schicksal meines Burschen, der mein Pferd und meine Feldequipirung bei sich gehabt hatte, erfahren.

Mit der allmähligen Heilung meiner Wunden stieg auch das Gefühl des Unmuths über meine jetzige Unthätigkeit. Ich hatte erfahren, daß sich in Ostpreußen wieder ein Corps gesammelt habe, um so viel als möglich die Preußische Waffenehre noch zu vertheidigen, und brannte nun vor Begierde in die Reihen meiner Kameraden wieder einzutreten und aufs Neue gegen die verhaßten Feinde

zu kämpfen. Tag und Nacht fast ließ mich dieser Gedanke nicht zur Ruhe kommen, und manche einsame, nächtliche Stunde lag ich auf meinem Lager und sann über die besten Pläne nach, wie ich mich durch die feindlichen Corps hindurch am Schnellsten nach Ostpreußen schleichen könne. Aus Mecklenburg, welches ebenfalls noch von den Franzosen besetzt und arg verwüstet war, hatte ich mir noch an 100 baare Louisd'ors, die in damaliger Zeit selbst von einem wohlhabenden Gutsbesitzer schwer aufzutreiben waren, verschafft, außerdem auch noch einen Paß mit meinem Signalement, in welchem ich als Viehhändler Carl Brand bezeichnet war. So konnte ich es denn schon wagen, meine Reise landwärts nach Ostpreußen anzutreten. Ich wäre zwar lieber mit einem Schiff von Lübeck aus abgesegelt, doch ruhte in jetziger Winterszeit die Schifffahrt auf der Ostsee fast gänzlich.

Den Weihnachtsabend verbrachte ich noch recht traulich und vergnügt im Kreise der wackeren Lohgerberfamilie, die mir, dem fremden Officier, so viele Wohlthaten erwiesen hatte. Da der Meister standhaft jede Vergütung an baarem Gelde ausschlug, so benutzte ich die Gelegenheit des Weihnachtsfestes, allen Familienmitgliedern hübsche Geschenke mit silbernen Sachen zu machen, welche sie sehr zu erfreuen schienen. Die Tochter hatte mir eine warme, wollene Unterziehjacke gestrickt, der Vater aber ein Paar derbe Wasserstiefel von Rindsleder geschenkt; Beides Dinge, die ich für meine beabsichtigte Wanderung gut gebrauchen konnte. Ich ließ Punsch

machen, und wir saßen vergnüglich bis zur späten Stunde in der hellerleuchteten Wohnstube, verzehrten Karpfen in Bier gekocht, knackten Haselnüsse und stießen die Gläser auf baldigen günstigen Erfolg unserer Preußischen und Deutschen Waffen gegen die verhaßten Franzosen an. Es ist doch etwas Schönes um ein traulich stilles Weihnachtsfest in einer wahrhaft deutschen Familie, und wenn es auch nur die eines schlichten Handwerkers ist.

Der Chirurgus, der mich behandelte, schüttelte zwar bedenklich den Kopf, als ich mit ihm von einer Fahrt nach Ostpreußen sprach, und meinte, ich sei besonders bei dieser Winterkälte noch zu schwach dazu, allein ich hatte weder Rast noch Ruhe mehr in Lübeck, wo ich jeden Tag gefangen genommen werden konnte, und erklärte, unter allen Umständen reisen zu wollen. Mein Wirth kaufte mir eine starke, warme Kleidung, wie solche für einen zur Winterszeit reisenden Viehhändler angemessen war; ich packte einige Wäsche in einen Mantelsack und ließ meinen Paß von der französischen Militairbehörde in Lübeck nach Lüneburg visiren, was auch ohne weiteren Anstand geschah.

Am Sylvesterabend des unheilvollen Jahres 1806, in dem so manche schöne Lebenshoffnungen für mich vernichtet wurden, bestieg ich in Lübeck den Postwagen. Meine Wirthsleute begleiteten mich noch bis zum Wagen, wir schüttelten uns wahrhaft herzlich die Hände, und der Abschied von diesen wackeren Bürgersleuten, die doch so wirklich vornehme Gesinnungen in ihrer Brust trugen, hätte mir fast einige Thränen entlockt.

Eine Reise zu damaliger Zeit in einem ordinairen Postwagen und nun gar im Januar bei arg verschneiten Wegen und der grimmigsten Kälte konnte wirklich als eine harte Geduldsprobe gelten. Der Wagen war nur ein Frachtwagen mit Plandach und in Riemen geschnallten ledernen Sitzbänken; die Fahrt ging Schritt vor Schritt, in jedem Dorfkruge wurde womöglich angehalten und geschnapst, und die Reisegesellschaft bestand nur zu oft aus den rohesten und widerwärtigsten Personen der unteren Stände.

So war es denn auch auf dieser Fahrt der Fall; Schlächterburschen, polnische Juden, vagirende Schauspieler und ein französischer Polizeibeamter unteren Grades bildeten die unerquickliche Reisegesellschaft, und dabei durfte ich mich nicht einmal von dem näheren Verkehr mit diesen Leuten ausschließen, sondern mußte in meiner Rolle als Viehhändler gute Freundschaft halten und manchen Schnaps mit trinken, wenn ich nicht Verdacht erregen wollte. Wie langsam aber damals, besonders im Winter bei tiefem Schnee, ein solcher Postwagen fuhr, zeigt, daß wir, so viel mir noch jetzt erinnerlich ist, auf dem Wege von Lübeck nach Lüneburg zwei volle Tage zugebracht haben. Es war ein recht unbehaglicher Neujahrstag, den ich auf diese Weise verlebte.

In Lüneburg hatte ich anfänglich viele Schererei, bevor ich meinen Paß nach Salzwedel visirt erhielt, nahm dann einen leichten, offenen Bauerwagen und fuhr über Salzwedel und Brandenburg nach Berlin, wo ich am 6. Januar anlangte. Unter welch' ganz anderen Umständen hatte ich früher diese Hauptstadt des stolzen Preußischen Staates

gesehen. Wahrlich niemals schnitt mir der Gedanke an diese furchtbare und so schnelle Veränderung tiefer in die Seele als jetzt, da ich in Berlin die Franzosen mit unumschränkter Willkür schalten und walten sah. Und wie unsäglich erbärmlich benahm sich nunmehr bei diesem Unglück der ganze vornehme und niedere Pöbel, den Berlin, wie alle großen Städte, in nur zu bedeutender Zahl besitzt. Alle diese gebildeten, geistreich sein wollenden Kreise der Beamten, Banquiers, Schöngeister und Künstler, welche früher so sehr entzückt gewesen waren, wenn Prinz Louis Ferdinand oder irgend ein anderes Mitglied des Königlichen Hauses sie mit seiner Gegenwart beehrt hatte, waren jetzt plötzlich französischer gesinnt, wie selbst viele französische Officiere. Der Kaiser Napoleon, obgleich er Deutschland knechtete und mit Füßen trat, war ihr Held und Heros; die französische Sprache galt als die einzige, die in den Salons — besonders der sogenannten Geldaristokratie — in Mode war, und den französischen Officieren wurden oft die frechsten Zudringlichkeiten gegen Frauen und Mädchen als liebenswürdige, vornehme Manieren ausgelegt.

Da waren mir die schlichten Bauern in der Altmark, Pommern und Ostpreußen, welche die Franzosen als eingedrungene Landesfeinde auf das Bitterste haßten und dem französischen Uebermuth den möglichsten, wenn auch passiven Widerstand entgegenzusetzen suchten, doch ungleich achtungswerther wie diese sogenannt gebildet und vornehm sein wollenden Menschen, unter denen sich auch leider manche

entartete Sprößlinge der geachtetsten Adelsfamilien des Landes befanden.

In der Altmark machte ich einmal Nachquartier in einem Dorfe, wo alle Mädchen es unter sich versprochen hatten, keine Liebschaft mit irgend einem französischen Soldaten anzufangen, ja nicht einmal mit einem solchen zu tanzen; in nur zu vielen eleganten Berliner Salons waren hingegen die französischen Officiere die willkommensten Gäste; Dutzende von jungen Mädchen und selbst verheirathete Frauen aus guten Familien knüpften mit ihnen Liebeshändel an, die oft einen traurigen Ausgang nahmen.

Ungefähr acht Tage hielt ich mich in Berlin auf und meine Stimmung war, wie man sich denken kann, nicht die heiterste, dann setzte ich meine Reise nach Ostpreußen fort. Nach wie vor war meine Fahrt dahin unangenehm, und je mehr ich mich nun wieder in der Mitte der nach diesen Gegenden marschirenden feindlichen Truppen befand, desto größer mußte meine Vorsicht sein, um mich nicht denselben zu verrathen. Täglich fast war ich Zeuge des empörenden Uebermuthes, mit welchem die Franzosen in den von ihnen besetzten Gegenden schalteten und walteten, und mußte Reden mit anhören und Scenen erleben, daß sich mir vor gerechtem Zorn die Hände ballten und das Gesicht röthete; — und doch durfte ich nur schweigen. Welche rohe Behandlung ward mir auch oft persönlich von den vielen französischen Gensd'armen, Platzcommandanten und Polizeiofficianten aller Grade, denen ich meine

Legitimationspapiere oft mehrmals in einem Tage zeigen mußte. Stundenlang ließen diese Kerle, oft nur aus Faulheit oder Hochmuth, mich vor der Thüre warten, bis sie mich eines Blickes würdigten und fuhren mich dann gröber an, wie ich je gegen den dümmsten Rekruten verfahren wäre. Wie sehnlichst ich besonders in solchen Augenblicken wünschte, diesen so bitter gehaßten Feinden wieder als Preußischer Officier mit dem Säbel in der Faust im offenen Kampfe gegenüber zu stehen, wird jeder Soldat begreiflich finden.

Ich hatte noch verschiedene Abenteuer, mitunter lustiger, ungleich häufiger aber verdrießlicher Art zu bestehen, bis es mir gelang auf heimlichen Schleichwegen die ersten Preußischen Truppen zu erreichen. Ohne die Hülfe eines wackeren Holzwärters unweit Braunsberg wäre es mir übrigens schwerlich gelungen, mich durch die französischen Linien hindurch zu den Preußen zu schleichen. Ueber vierundzwanzig Stunden führte mich dieser wahre Patriot, der schon mehreren Preußischen Officieren und Soldaten auf ähnliche Weise geholfen hatte, auf den verstecktesten Waldwegen dicht an den französischen Vorposten vorbei. Wir mußten uns bei diesem gefährlichen Gang einmal unter einer kleinen Brücke verkriechen, und bei der eisigen Januarkälte über sechs Stunden in dieser unbequemen Lage fast regungslos ausharren, wobei ich mir ein Ohrläppchen erfror, bis sich die feindlichen Patrouillen wieder entfernt hatten, und wir auf den tiefverschneiten Waldwegen langsam wieder fortwandern konnten.

Diesen ebenso beschwerlichen wie gefährlichen Führerdienst — denn wäre er dabei entdeckt, so hätten ihn die

Franzosen ohne Weiteres als Spion erschossen, wie sie dies auch schon wiederholt bei ähnlichen Vorfällen gethan hatten — verrichtete der wackere Holzwärter, ohne selbst die mindeste Belohnung dafür zu nehmen. Hartnäckig schlug er alles Geld aus, was ich ihm anbot, und sagte: „Behalten Sie es nur, Herr Lieutenant, wer weiß, wo Sie die blanken Thaler noch nothwendig gebrauchen können. Es ist meine Pflicht, unserm allergnädigsten Könige auf jede Art jetzt zu dienen, und das thue ich auch, wenn ich unseren Truppen frische Soldaten zuführe, welche diese verdammten Rackers von Franzosen schlagen helfen", sprach dieser Ehrenmann im groben Flauschrock, schüttelte mir noch herzlich die Hand und trat dann seinen gefährlichen Rückweg wieder an.

Es gereichte mir zur großen Freude, diesem treuen Holzwärter im Frühling 1808 einen hübschen Ulmer Pfeifenkopf mit Silberbeschlag als Geschenk schicken zu können.

Es war am 2. Februar 1807, als ich das von mir gerade in jetziger Zeit doppelt empfundene Glück hatte, wieder auf die ersten Preußischen geordneten Truppen, die im offenen Kampfe den Franzosen gegenüberstanden, zu stoßen. Eine Patrouille vom Dragonerregiment Auer war die erste Truppe, welche ich traf, und in meiner Herzensfreude beschenkte ich die Mannschaft reichlich, um einen frohen Trunk auf den Sieg der Preußischen Waffen thun zu können. Ich legitimirte mich nun bald bei dem Officier der Feldwache, zu welcher diese Patrouille gehörte, und dieser verschaffte mir einen einspännigen Schlitten, mit

dem ich nach Osterode zu dem dort commandirenden General L'Estocq fuhr. Der General, ein wackerer Soldat, wenn auch freilich kein sehr bedeutender Feldherr, welcher mich von früher her oberflächlich kannte, empfing mich sehr freundlich und lobte es, daß ich mich trotz meines noch immer etwas schwachen linken Armes doch schon zu dem Preußischen Corps durchgeschlichen hatte. Ich bat nun, mir möglichst bald Gelegenheit zu verschaffen, gegen die so bitter gehaßten Feinde kämpfen zu können, und der General versprach mir auch, diesen Wunsch nach besten Kräften erfüllen zu helfen. Eine definitive Anstellung konnte er mir nicht sogleich geben, erlaubte mir aber — sobald ich mich wieder dazu ausgerüstet hätte — vorläufig als Officier in seinem Hauptquartier den Dienst mit zu thun. Das Glück wollte mir wohl, daß ich bereits am anderen Tage mir Mantel, Pelzmütze, Säbel, Sattelzeug, und noch einige andere Sachen eines Officiers von Prittwitz-Husaren, der am Nervenfieber gestorben war, kaufen und somit doch auch äußerlich schon wieder einigermaßen als Preußischer Officier auftreten konnte. Ein zwar häßliches, aber starkes und dauerhaftes Kosackenpferd kaufte ich für acht Louisd'or von einem Kosackenofficier und war somit bereit, mich jede Stunde wieder in den Kampf zu begeben. Die Gelegenheit dazu sollte nicht lange auf sich warten lassen, denn schon am 8. Februar hatte ich das Vergnügen, wieder einem tüchtigen Strauß beiwohnen zu dürfen.

Obgleich die obere Führung der Königlichen Truppen hier in Ostpreußen noch sehr Vieles zu wünschen übrig ließ, und wir auch hier nur zu viele alte und schwache

Generäle und Stabsofficiere hatten, die besser im Großvaterstuhl hinter dem Ofen als im Sattel an der Spitze kämpfender Soldaten, an ihrem Platze gewesen wären, auch sonst der alte Zopf sich bei vielen Gelegenheiten nur zu breit machte, so war doch der Geist im Ganzen gut. Sowohl Officiere wie auch viele ehrliebende Soldaten empfanden, daß es heiligste Pflicht für Alle sei, dem Preußischen Soldatennamen, der in letzter Zeit so große Schmach erlitten hatte, hier wenigstens keine Schande, sondern nur Ehre zu machen. Es waren viele Officiere und Soldaten von den unglücklichen Corps, welche diese schändlichen Kapitulationen hatten eingehen müssen, hierher nach Ostpreußen geflüchtet, und diese fühlten, daß sie das Aeußerste wagen müßten, um solche Flecken wieder abzuwaschen. Mit wahrhaft verzweifeltem Muthe fochten viele dieser Officiere und schienen förmlich den Tod zu suchen. Bei der Mannschaft, besonders in der Cavallerie, war auch viel trotziger Kriegsmuth noch vorhanden, und im Einzelgefecht scheute der Preußische Reiter niemals den Franzosen, griff denselben stets an und war ihm in den meisten Fällen sogar überlegen. Selbst die große Uebung des Krieges, welche damals die Truppen Napoleons besaßen, konnte die einzelnen Soldaten nicht muthiger und gewandter machen, wie es die älteren Reiter in unseren Schwadronen waren. Die unermeßlichen Erfolge, welche die Franzosen von 1793—1813 fast über alle Heere Europa's sich errungen haben, verdanken sie größtentheils ungleich mehr dem weit überlegenen Feldherrntalent Napoleons, wie ihren eigenen kriegerischen Eigenschaften.

Am 8. Februar kam ich zuerst mit den Feinden wieder in das Gefecht, und befand mich an diesem Tage bei den Schwadronen von Prittwitz-Husaren. Es war eine bittere Kälte, unsere Husaren erfroren halb auf den Pferden und saßen daher auf dem Marsche häufig ab, um, nebenher laufend, sich besser erwärmen zu können.

Das Gefecht begann mit einer heftigen Kanonade unweit des Dorfes Schlautünen, und es machte einen eigenthümlichen Eindruck auf mich, jetzt wieder zuerst den feindlichen Kanonendonner, nach dem ich mich während meines Krankenlagers in Lübeck so oft gesehnt hatte, hören zu können. Wir bildeten zusammen mit dem wackeren Füsilierbataillon Stutterheim und einer reitenden Batterie die Nachhut, und ich befürchtete schon, daß ich dadurch vielleicht gar nicht mit den Feinden in das Handgemenge kommen würde. Der Zufall wollte aber, daß wir gerade mit die ersten Truppen waren, welche sich tüchtig herumschlugen, indem eine feindliche Colonne, die mit großem Geschick geführt wurde, sich zwischen uns und unserem Hauptcorps eindrängen wollte. Im Dorfe Wackern kam es zuerst zu einem blutigen Handgemenge. Der Feind hatte dies für das Schicksal des ganzen Tages sehr wichtige Dorf besetzt, und es galt nun, uns den Durchgang zu erzwingen. „Jungens, ich hoffe Ihr macht heute unserem Bataillon Ehre und zeigt, was tüchtige Preußische Füsiliere können", rief der Oberst von Stutterheim den Füsilieren seines Bataillons zu, und mit lautem „Hurrah und man vorwärts, Herr Oberst, wir wollen schon draufgehen," antworteten die wackeren Burschen. Ich habe in

allen meinen vielen späteren Feldzügen selten einen herzhafteren Bajonnetangriff gesehen, wie ihn jetzt diese Füsiliere vom Bataillon Stutterheim unternahmen. In vollem Lauf ging es in das Dorf Wackern hinein; was sich widersetzen wollte, wurde geworfen und zusammengestochen, und so hatten wir uns bald den Durchbruch durch die feindliche Uebermacht gebahnt. Ich selbst auf meinem kleinen Kosackenrößlein, das zwar sonst schnell und unermüdet war, sich aber schwer lenken ließ, hatte das Glück mit einem französischen Stabsofficier, einem großen Mann auf allmächtigem, mecklenburgischen Roß, einige Hiebe wechseln zu können. Zwar wurde mir bei diesem Kampfe meine Husarenmütze vom Kopfe gehauen, und ich mußte mehrere Stunden im bloßen Haar, nur ein schwarzes Halstuch darüber gebunden, herumreiten, was bei der sehr empfindlichen Kälte kein sonderliches Vergnügen war, doch gelang es mir endlich meinen Gegner mit einem guten deutschen Quarthieb im Gesicht zu 'zeichnen. Ich bin gewiß von Natur aus ein gutmüthiger Mensch, der keinem Hund aus Muthwillen nur einen Schlag geben wird; allein ich entsinne mich noch jetzt, mit welcher Freude ich damals das rothe Blut des Feindes an meiner Klinge herunter träufeln sah, so ingrimmig war der Haß, welchen ich gegen diese Franzosen hegte.

Wir hatten an diesem Tage zwei tüchtige Führer, die Generäle von Plötz und von Prittwitz, und diese zeigten, was Preußische Truppen auch bei ihrer damaligen mangelhaften Organisation zu leisten vermochten, wenn sie tüchtige Befehlshaber hatten; wie dies leider

im Kriege von 1806 — 1807 nur zu selten der Fall war. Wir waren bei diesem Gefechte bedeutend in der Minderzahl gegen die Franzosen, aber die beiden genannten Generäle wußten so trefflich zu manövriren, und wenn es sein mußte, auch wieder einen so kräftigen Widerstand zu leisten, daß uns die Franzosen für ungleich stärker hielten, wie dies der Fall war und deshalb in sehr vorsichtiger Weise angriffen So konnten wir denu ziemlich unbelästigt wieder unseren Weitermarsch beginnen und langten gegen Mittag in Althoff an, wie es der General von Bennigsen, der Oberbefehlshaber der mit uns verbündeten kaiserlich russischen Armee, gewünscht hatte.

Die Russen standen bereits im heißen Kampfe bei Eylau mit den Franzosen und der Donner des schweren Geschützes dröhnte uns gewaltig entgegen, als wir in der uns befohlenen Aufstellung anlangten. Am heutigen Tage sollte kein unbedeutendes Gefecht, sondern eine große Hauptschlacht geliefert werden, und ich freute mich sehr, daß ich durch meine eilige Fahrt nach Ostpreußen es möglich gemacht hatte, noch persönlich an derselben mit Antheil nehmen zu können. Zwar schmerzte mich eine bei Lübeck gequetschte Rippe jetzt, wo ich den ganzen Tag auf dem Rücken eines harttrabenden Kosackengaules sitzen mußte, sehr; allein auf solche Kleinigkeit durfte ich natürlich nicht die allergeringste Rücksicht nehmen. Bei der Aufregung des Kampfes fühlt man auch — wenigstens für den Augenblick — die sonst empfindlichsten Schmerzen des Körpers nicht im Mindesten.

Da ich kein eigentliches Commando bei Prittwitz-Husaren hatte, also dort leicht entbehrt werden konnte, so sandte der General L'Estocq mich jetzt mit einem Auftrag an den russischen General von Bennigsen. Ich hätte zwar ungleich lieber mit den Husaren vereint gegen die Franzosen eingehauen, als jetzt zu den Russen zu reiten, indeß willigster Gehorsam ist des Soldaten erste Pflicht im Felde, und so trabte ich denn auf meinem unermüdlichen Kosackenhengst in das russische Hauptquartier.

Furchtbar blutig ging es an diesem Tage zu, und im Verhältniß der Zahl der Kämpfer ist diese Schlacht bei Eylau, die eigentlich gänzlich ohne Resultat blieb, eine von denen gewesen, welche die meisten Opfer erforderte. Die Russen fochten mit der ganzen zähen, über jedes Lob erhabenen Ausdauer — theilweise aber auch mit einer gewissen ihnen eigenen Schwerfälligkeit —; die von einem Napoleon befehligten Franzosen, aber mit ihrem gewöhnlichen hitzigen Ungestüm. So mußten denn freilich die Verluste auf beiden Seiten groß sein.

Wie ich bei den russischen Truppen zuerst anlangte, sah es sehr schlecht bei denselben aus. Der Marschall Davoust, meiner Ansicht nach mit der bedeutendste und rücksichtsloseste unter den vielen gewaltigen Generälen Napoleons, hatte gegen das russische Centrum gewaltige Batterien auffahren lassen, deren furchtbares Feuer große Verheerungen anrichtete. Es krachte und dröhnte, daß man fast taub wurde, und ich will nicht leugnen, daß mich anfänglich ein sehr unheimliches Gefühl überkam, als ich

mich so recht in dem Bereich des feindlichen Kugelregens befand. Solche Kanonade hatte ich bei Jena noch nicht erlebt. In ganzen Haufen wurden die russischen Infanteristen von den französischen Kanonen zusammengeschmettert, lange Furchen rissen die Kugeln in die nach russischer Sitte sehr tief aufgestellten Colonnen, und das Feld lag so voller Leichen und Verwundeten, daß mein ängstlich schnaubendes Roß nur mit Mühe sich dazwischen durchdrängen konnte. An diesem Tage sind viele, sehr viele russische Verwundete schonungslos von den Hufen der Rosse oder den Rädern der Geschütze des eigenen Heeres zermalmt worden.

Die russischen Batterieen, die an Zahl stärker wie die französischen waren, donnerten zwar sehr lebhaft gegen diese; aber so vortrefflich auch die Bespannung ihrer Kanonen war, so feuerten die Kanoniere doch häufig ungeschickt, und besonders die Sachkenntniß der meisten russischen Artilleristen war zu gering, so daß ihre Kugeln den Franzosen verhältnißmäßig nur geringen Schaden zufügen konnten. Die meisten russischen Kugeln gingen hoch in der Luft über den Köpfen der Feinde hinweg, während die französischen ihr Ziel nur zu gut trafen.

Als ich mich mit großer Mühe und noch mehr Gefahr zu dem russischen Obergeneral durchgearbeitet hatte, befahl dieser gerade den Rückzug seines linken Flügels gegen das Dorf Auktappen. Schritt vor Schritt in der besten Ordnung der Welt marschirte die russische Infanterie zurück, und wenn manche Compagnieen auch schon zur Hälfte aufgerieben waren, so litt doch die Ordnung

in den Gliedern nicht im Mindesten. Von diesem Augenblick an lernte ich das tapfere russische Heer, welches stets der beste und zuverlässigste Bundesgenosse des Preußischen gewesen ist, so ganz nach Verdienst achten und ehren. In tapferer Ausdauer im Unglück steht die russische Infanterie fast einzig da und ist besonders der französischen, die gar leicht den Kopf zu verlieren anfängt, sobald ihr erster hitziger Angriff nicht den gewünschten Erfolg gehabt hat, unendlich weit überlegen.

Ich hatte kaum meine Meldung an den General Bennigsen abgestattet, als eine feindliche Kartätschenkugel mein Pferd so schwer verwundete, daß es sogleich zusammenstürzte. Der russische General Kaminskoy befahl aber sogleich, mir ein anderes Roß, ebenfalls ein sehr brauchbares Thier von der Steppenrace, zu geben, und meinte lachend: „Lieutenant, behalten Sie nur immerhin das Pferd zu meinem Angedenken und möge es Ihnen Glück bringen."

Um den Besitz des Dorfes Auktappen entspann sich nun ein heftiger Kampf, von dem ich längere Zeit Zuschauer blieb. Die Franzosen hatten sich dieses sehr wichtigen Ortes anfänglich bemächtigt, wurden aber dann von der muthvoll vorstürmenden russischen Infanterie mit dem Bajonnet wieder daraus vertrieben. Abermals rückten jetzt französische Sturmcolonnen der Divisionen Gudin und Friant vom Davoust'schen Corps, wohl mit die beste Infanterie, welche Napoleon nur besaß, unter lautem „vive l'empereur" gegen das Dorf vor, und diesem wüthenden Ansturm waren die Russen nicht gewachsen, son-

dern mußten sich zurückziehen. Auch das sehr wichtige Dorf Binschitten ging für die Russen verloren, und es sah bereits auf dieser Stelle des Schlachtfeldes sehr schlimm für sie aus, als die Preußischen Truppen des Generals L'Estocq gerade zur rechten Zeit noch eintrafen und die schon arg erschöpften Russen unterstützten. Jetzt machten unsere Regimenter, welche hier zum Kampfe kamen, wieder gut, was leider manche Preußische Führer und Truppentheile bei Jena und Auerstedt und anderen Gelegenheiten nur zu sehr verschuldet hatten.

Für mich, den Preußischen Offizier, der die Waffenehre seines Heeres so ungemein liebte, war es ein höchst freudiges Gefühl, zu sehen, mit welcher Ruhe und Sicherheit alle Preußischen Regimenter nunmehr in die Schlachtreihe rückten. Zwar waren die meisten Soldaten durch den mehrstündigen Marsch bei strenger Kälte, häufigem dichten Schneegestöber und in oft sehr verschneiten Wegen schon auf das Aeußerste erschöpft; allein sie nahmen in diesem Augenblick ihre letzten Kräfte zusammen, um den Russen zu zeigen, daß Preußische Krieger sich stets gut zu schlagen wissen — sobald sie nur energische Generäle an ihrer Spitze haben.

Die braven Infanterieregimenter Schöning und Rüchel waren die ersten Preußischen Truppen, welche hier in das Gefecht kamen, ein sehr gutes russisches Infanterieregiment, Wiburg, schloß sich ihnen an und so ging es im Sturmmarsch gegen das Dorf Kutschitten los. Auch einige hundert Towarczys plänkerten neben unserer Infan-

terie her, und da ich kein bestimmtes Kommando hatte, schloß ich mich dieser braven Reiterei an. Wir hieben uns zuerst herzhaft mit französischer leichter Kavallerie, die ihrer Infanterie zu Hülfe kommen wollte, umher.

Wirklich mit die schönsten Stunden, die mir noch geworden waren, und wo ich die Ehre hatte, das Officiersporteepee Sr. Majestät des Königs von Preußen tragen zu dürfen, erlebte ich jetzt. Mit einer so unerschütterlichen Ruhe, wie die alte Garde Napoleons solche nicht in besserer Weise zeigen konnte, stürmte unser Infanterieregiment Rüchel das Dorf Kutschitten. Kein Soldat desselben hielt sich mit unnöthigem Schießen auf, die Tamboure schlugen den Sturmmarsch und vorwärts in Schritt und Tritt, als sei es auf dem gewohnten Excercirplatz der Friedensgarnison, ging es in das in Flammen stehende Dorf, welches von der französischen Infanterie auf das Lebhafteste vertheidigt wurde, hinein. Mit lautem Geschrei stürmte das russische Infanterieregiment Wiburg zur Seite dieses Regiments, während das Regiment Schöning links seitwärts vom Dorfe gegen eine feindliche Infanteriecolonne vorging und dieselbe zurückwarf. Solchem vereinten kräftigen Ansturm der Russen und Preußen, die jetzt hier im feindlichen Kanonenfeuer den schönsten Bund der Waffenbrüderschaft schlossen, waren die Franzosen nicht gewachsen und trotz ihrer anfänglich sehr lebhaften Gegenwehr mußten sie bald das von ihnen zur besseren Vertheidigung muthwillig in Brand gesteckte Dorf räumen und sich in unordentlicher Flucht in ein nahe gelegenes Birkenwäldchen hineinziehen. Fliehende Franzosen, das war ein schöner Anblick, nach

dem ich mich in so mancher Stunde des bitteren Unmuths und der tiefen Niedergeschlagenheit über die verlorene Ehre der preußischen Waffen so heiß gesehnt hatte. Weder den Schmerz einer zerquetschten Rippe, noch den scharfen Nordwind fühlte ich in diesem Augenblick. Den muthigen, wenn auch vielleicht nicht immer so streng wie sie es sein sollten disciplinirten Towarczys auf ihren kleinen, feurigen langmähnigen Lithauern, welche hinter den fliehenden Franzosen daherjagten und recht viele von ihnen mit den langen Lanzen zusammenstachen — hatte ich mich wieder angeschlossen und mein scharfer Säbel traf noch manchen Franzosen so gut, daß das Blut förmlich von der Klinge herablief. Mir selbst riß ein französischer Bayonnetstich meine weite Reithose von oben bis unten auf, so daß die Streifen förmlich im Winde flatterten, was übrigens so sonderbar ausgesehen haben mochte, daß ich es weiter nicht übel nehmen konnte, wenn alle Towarczys rings um mich her laut darüber lachten. Der kalte Wind pfiff aber so schneidend durch den Riß, daß ich absaß und mir eine große, lange, mit Knöpfen dicht besetzte Reithose eines französischen Stabsoffiziers, die mir ein Kosacke für einen Thaler verkaufte, über meine eigene Hose knöpfte. Auch einen französischen Hut, der auf dem Schlachtfelde lag, setzte ich statt meiner schon früher verlorenen Husarenmütze auf und muß in dieser abenteuerlichen Zusammenstellung verschiedentlicher Uniformstücke freilich einen ganz komischen Anblick gewährt haben. Doch was schadet dies; in solch schönen Augenblicken kam es weiter nicht im Mindesten darauf an, wie

der Soldat sonst aussah, wenn er nur gehörig vorwärts ging, und dies thaten wir Preußen hier bei Eylau recht lobenswerth.

Das Dorf Kutschitten hatten wir erobert; überall auf der weißen Schneefläche dahinter lagen die Leichen der getödteten Feinde, und die Lachen des französischen Blutes bildeten große purpurrothe Flecken auf derselben. Gar mancher übermüthige Sohn des schönen Frankreichs fand hier auf der hartgefrornen, ostpreußischen Erde den frühen Tod.

Der Preußische General L'Estocq, welcher an diesem ruhmwürdigen Tage zu unser aller Glück eine Energie entwickelte, wie er solche sonst nicht immer in gleich hohem Grade besaß, wollte sich aber nicht bloß mit der Eroberung dieses Dorfes begnügen, sondern noch weiter vorwärts dringen. Ein dichtes Birkenwäldchen, das wohl an achthundert bis tausend Schritte hinter dem Dorfe liegen mochte, war stark von der französischen Infanterie besetzt und gab uns ein willkommenes Ziel für unsern weiteren Angriff. Der Sturm begann bald und gewährte ein so prächtiges militärisches Bild, daß sich solches mir ganz unvergeßlich einprägte; noch jetzt nach fünfzig Jahren steht mir dasselbe so lebhaft vor der Seele, daß ich alter Greis mich hoch daran erfreuen kann. Der heftige Wind hatte die dichten Schneewolken, die wie ein düsteres Leichentuch bisher den ganzen Himmel verdunkelten, verjagt und die letzten Strahlen der untergehenden Abendsonne blitzten und funkelten hell über die weite, weiße Winterlandschaft.

Unser kleines preußisches Corps ordnete sich nun zum

entscheidenden Sturm gegen das mit feindlicher Infanterie und Geschütz sehr stark besetzte Birkenwäldchen. Auf dem rechten Flügel marschirte das Regiment Schöning auf, dann das Grenadierbataillon Fabecky, das russische Infanterieregiment Wiburg, mit dessen Soldaten die unsrigen in den kurzen Pausen des Kampfes laut jubelnd Brüderschaft in dem Schnapps aus ihren Feldflaschen getrunken hatten, und das Regiment Rüchel. Die zweite Linie wurde von den schwachen Dragonerregimentern Auer und Batzko und dem Cürassierregiment Wagenfold gebildet, während die Towarczys, untermischt mit einigen Pulks donischer Kosacken, am linken Flügel plänkerten. Preußische reitende Batterien, die sich bei dieser, wie überhaupt bei jeder Gelegenheit in diesem Feldzuge ungemein auszeichneten, begleiteten die Infanterie.

Heftiges Kanonenfeuer von beiden Seiten eröffnete jetzt den Kampf, und nun marschirte unsere Infanterie unter Trommelschall und Pfeifenklang gegen das Gehölz vor. Den alten Dessauermarsch, bei dessen kriegerischen Klängen sich die Preußische Infanterie unter ihrem großen König Friedrich schon so manchen schwer verdienten Ehrenkranz erstritten hatte, schlugen jetzt die Tamboure des Regiments Rüchel, neben dem ich ritt, und die grellen Pickelflöten fielen mit ihrem schrillen, eigenthümlichen Ton ein, — diesen mir stets so lieb gewesenen Marsch gerade im jetzigen Augenblick des Sturmes zu hören, machte mir einen bleibenden Eindruck. Kein Schuß fiel aus den Reihen der vorstürmenden Infanterie; auf den fest geschulterten Gewehren blitzten die Bajonnette im

Abendsonnenschein; ruhig und sicher war die Haltung Aller; kurz es war einmal in der Wirklichkeit ein Sturm, wie ihn sich die Phantasie des für seinen Ehrenstand begeistertsten Soldaten nicht schöner denken kann.

Bald drang unsere Infanterie, die immer noch keinen Schuß gethan hatte, in das Gehölz ein und warf die feindlichen Plänkler, die den vorderen Rand desselben besetzt hielten, zurück. Jetzt aber kam es zu einem mörderischen Gefecht und aus größter Nähe krachten die feindlichen Kartätschenschüsse in unsere Glieder. Fest und unerschütterlich standen aber unsere braven Infanteristen, und obgleich die Verluste in allen Compagnieen, welche hier in das Gefecht kamen, sehr bedeutend waren, so wichen und wankten die übrigen Soldaten dennoch nicht. Nach hartnäckigem Widerstande wurden nun die Franzosen geworfen und viele von ihnen mit den Bajonnetten niedergestochen, denn die Erbitterung der meisten Preußischen Soldaten gegen diese Verwüster unseres Vaterlandes war so groß, daß nur selten Pardon gegeben wurde.

Die allmälig immer stärker werdende Dunkelheit und mehr noch die fast gänzliche Erschöpfung der Preußischen Infanteristen, die alle bei Frost, Schneesturm und schlecht gebahnten Wegen an zwölf bis sechzehn Stunden unausgesetzt unter den Waffen und während dieser ganzen Zeit ohne jegliche Speise gewesen waren, machte dem weiteren Gefechte hier auf diesem Platze ein Ende.

Glücklicher Weise lieferte das so muthig eroberte Birkenholz eine Menge Stämme, um große wärmende

Bivouacfeuer anzuzünden; bald flammten diese auch in den dunklen Abendhimmel hinein und die gänzlich erschöpften Soldaten warfen sich ohne Weiteres neben den wärmenden Flammen hin und versanken bald in den tiefsten Schlaf der Ermüdung, unbekümmert um den weiteren Kampf, der dicht daneben noch immer forttobte. Die Preußische Artillerie beschoß sich noch lebhaft mit der französischen, und besonders ein genauerer Bekannter von mir, der Lieutenant von Decker, welcher sich an diesem Tage überhaupt sehr ausgezeichnet hatte, war mit einigen reitenden Geschützen weit vorgegangen und fügte den Franzosen noch manchen Schaden zu.

Auch einige russische Regimenter, die in zweiter Linie uns nachgefolgt waren, fochten noch ziemlich lebhaft, denn der Marschall Davoust, der uns hier gegenüber stand, war ein viel zu energischer Character, um so leicht sich besiegt zu halten, und brachte aufs Neue frische Truppen in das Gefecht hinein.

So äußerst ermattet und verhungert ich selbst auch war, denn ich hatte außer einigen Bissen trockenen, hart gefrorenen Commißbrotes und einem Schluck ganz ordinairen Brandweins aus der Feldflasche eines Soldaten, vom frühen Morgen um zwei Uhr an, als ich mich in den Sattel schwang, noch nicht das Mindeste genossen, so gab die Freude über den günstigen Erfolg unserer Waffen mir doch neue Kräfte und ich nahm gern den Befehl an, abermals eine Nachricht an den russischen General von Bennigsen zu überbringen. Dieser Befehl war aber leichter zu geben wie auszuführen, indem es in der tiefen Dunkel-

heit rein unmöglich war, den General von Bennigsen aufzufinden. Zwar hatte ich zwei sehr gewandte Towarczys bei mir, die sich aus langen Birkenstäben Fackeln machten, um nur einigermaßen den Weg zu erhellen, allein ich verirrte mich trotzdem auf längere Zeit.

Dieser nächtliche Ritt über das Schlachtfeld hatte etwas ungemein Schauriges. Ueberall lagen todte und verwundete Soldaten und Pferde, weggeworfene und zerbrochene Waffen, verlassene Karren und ähnliche Sachen umher; unsere Rosse schnaubten und scheuten jeden Augenblick und man konnte nur ganz langsam Schritt vor Schritt vorwärts reiten, da man in Gefahr sein mußte stets zu stürzen. Wirklich das Herz erschütternd war der Anblick und das Klagegeschrei der vielen hundert Verwundeten, die oft mit furchtbar zerschmetterten Gliedern in ganzen Haufen umherlagen, ohne daß es bisher möglich gewesen wäre, ihnen die gewünschte Hülfe zu bringen.

Die scharfe Kälte, welche sogleich in die offenen Wunden trat, bereitete den Unglücklichen nicht allein vermehrte Qualen, sondern verschlimmerte auch deren Zustand so sehr, daß selbst bei späterer, ärztlicher Hülfe nur äußerst selten die Rettung gelingen konnte. Wie viel Jammergeschrei mußte ich auf meinem Wege noch mit anhören. ohne helfen zu können, wie viele flehentliche Bitten um Hülfe gänzlich unberücksichtigt lassen. Ein Schlachtfeld, wenn der Kampf so recht tobt, die Geschütze krachen, die Trompeten schmettern, die Trommeln wirbeln, die Waffen klirren, die Erde von den Huftritten der Rosse erdröhnt und jubelndes Hurrahgeschrei aus der Brust vieler

tausend muthiger Soldaten, die freudig ihr Leben für die Ehre ihrer Waffen zu wagen bereit sind, ertönt, ist das schönste, das großartigste Schauspiel, welches der wahre Mann nur erleben kann, — ein verlassenes Schlachtfeld aber, mit seinen zahllosen Verwundeten, ist, wenn der Schleier der Nacht Alles bedeckt und gar noch ein schneidender Nordostwind über die hartgefrorene Erde pfeift, wie dies jetzt der Fall war, ein gar schauerlicher Ort, dessen überwältigende Eindrücke sich so leicht nicht wieder verwischen.

Eine sehr schmerzliche Scene erlebte ich noch auf diesem Ritt zu dem General von Bennigsen. Hinter einem kleinen, dünnen Erlenbusch lag ein verwundeter Preußischer Infanterieofficier, wie ich beim Schein der Holzfackel sah, dessen schmerzliches Gestöhn mir schneidend durch die Seele drang. Nur die gräßlichste Qual konnte diese aus dem Innern kommenden Klagetöne erpressen, denn man hörte es ihnen an, wie stark — aber auch wie vergeblich der Verwundete mit sich selbst rang, seine Ausrufungen zu unterdrücken. Ich konnte dem Unglücklichen doch keine Hülfe bringen und wendete den Kopf im Vorbeireiten fort, um nicht den peinigenden Anblick zu haben, als er plötzlich mit leiser, aber vernehmlicher Stimme meinen Namen rief. Ich stutzte, hielt mein Roß an und erkannte bei dem Schein des brennenden Birkenruthenbundes sogleich in dem Verwundeten einen meiner besten Jugendfreunde, der als Knabe mit seinem Vater oft viele Wochen auf unserem Stammgute in Mecklenburg gewesen war, und mit dem ich mich dann in froher Lust wacker umhergetummelt hatte. Seit Jahren

hatte ich ihn nicht wieder gesehen, sondern nur erfahren, daß er in Ostpreußen bei einem Infanterieregiment stände und sich in diesem Kriege schon mehrfach durch großen Muth hervorgethan habe.

So nun mußte ich ihn wiederfinden! — Schnell sprang ich vom Pferde und eilte auf ihn zu, um, wenn es nur irgend anginge, ihm Hülfe zu bringen. Eine Rettung war aber unmöglich, das sah ich auf den ersten Blick, denn zu furchtbar war die Wunde. Ein voller Kartätschenschuß hatte ihm den Unterleib auseinandergerissen und zugleich auch einen Schenkel ganz zerschmettert, daß der zerbrochene Knochen überall aus dem rohen Fleisch hervorsah. Der Unglückliche, dem der blutige Schaum vor dem Munde stand, mußte furchtbar leiden und nur der Umstand, daß die scharfe Kälte sein Blut erstarren ließ, so daß es langsamer floß, hatte bis jetzt seine gänzliche Verblutung und somit seinen Tod verzögert.

„Welche unerwartete Freude, Fritz, Dich vor meinem Tode noch zu sehen", sprach der Liegende mit schwacher Stimme, und krampfhaft verzog sich sein Gesicht bei der gewaltigen Anstrengung, sein Schmerzensgeschrei auf Augenblicke wenigstens zu unterdrücken.

Ich konnte nicht antworten, Trauer erstickte meine Stimme, die hellen Thränen traten mir in das Gesicht, während ich die zitternde, mit kaltem Schweiß bedeckte Hand des Freundes ergriff und drückte.

„Sei nicht traurig, mein Junge, ich sterbe den ehrlichen Soldatentod für unsere Preußische Fahne — wenn

er nur nicht so entsetzlich qualvoll wäre; denn seit Stunden schon liege ich hier und kann nicht enden," sprach er leise und wimmerte dabei.

Nach einigen Augenblicken kam er wieder mehr zu sich und fuhr fort: „Du Fritz, versprich mir, mich sogleich durch einen sicheren Schuß in die Schläfe tödten zu lassen; gerettet kann ich doch nicht mehr werden und muß sonst noch lange mich hier quälen."

Ich zauderte anfänglich, solch grausiges, so schwer zu erfüllendes Versprechen zu geben.

„Versprich es mir, Fritz, ich leide zu furchtbar," bat aber dringend der Verwundete, und mit einem tief ergreifenden Ausdruck des Flehens blickte mich jetzt sein Auge an.

Solcher Bitte vermochte ich nicht zu widerstehen; ich fühlte wohl, daß ich vielleicht nach dem Urtheil Mancher nicht recht handeln würde, wenn ich sie bewilligte, und doch konnte ich die Qualen des Leidenden nicht länger mit ansehen.

„In Gottes Namen denn, so will ich Dich erschießen lassen, wenn Du es wirklich so wünschst," antwortete ich.

„Dank Dir, Fritz, warst stets ein guter Junge," sprach er leise und setzte dann nach einiger Pause, denn das Sprechen bereitete ihm sichtbar große Anstrengungen und vermehrte Schmerzen, hinzu: „Fritz, wenn ich todt bin, nimm hier aus meiner Brusttasche ein Medaillon mit der Locke meiner Braut, der Tochter des Predigers zu S . . . . , schicke ihr solche und schreibe ihr, daß ich als guter Christ und braver Preußischer Soldat gestorben sei und meine letzten



Gedanken ein Gebet für sie gewesen wären. So, Fritz, da gieb mir noch einmal die Hand, alter, treuer Kamerad, habe Dank für Deinen letzten Liebesdienst und nun laß mich beten, und während der Zeit Einen Deiner Leute sich fertig zum letzten Schuß machen."

Es war mir unbeschreiblich wehmüthig zu Sinn und doch mußte ich schnell handeln; denn wollte ich nicht pflichtvergessen sein, so durfte ich mich auch nicht länger bei dem verwundeten Freund aufhalten. Einer der mich begleitenden Towarczys, ein geborener Pole, war ein alter, rauher Soldat, der gegen Türken und Franzosen schon manchen Strauß mit durchgefochten hatte.

Ich ging zu ihm und fragte, ob er auf meinen Wunsch, den verwundeten Officier, der mich dringend darum gebeten hätte, wohl erschießen wolle, denn gerade zu befehlen mochte ich ihm dies nicht.

„Ist zwar ein schlecht Stück Arbeit — aber dem da ist doch nicht mehr zu helfen und so ist ein schneller Schuß für ihn das Beste — und wenn der Herr Lieutenant es wünschen, so will ich ihm den schon geben," erwiederte der alte Soldat, zog die Pistole aus der Holfter, setzte leise die Ladung recht fest, schüttete frisches Pulver auf die Pfanne und trat dann an den verwundet Liegenden heran.

„So ist es recht. — Dank Dir für den Schuß und nimm dafür das Geld, was Du bei mir findest, setz die Pistole dicht an meine Schläfe, ziele gut und zittere nicht, damit Du mich sicher triffst," sprach der Verwundete zu dem Soldaten.

Kaum einige Zoll von der Schläfe des Liegenden hielt der alte Towarczys mit sicherer Hand jetzt seine Pistole. „Gott, nimm meine Seele gnädig auf!“ rief mein Freund; ein Blitz, ein Knall, und mit zerschmettertem Schädel lag der gut Getroffene als Leiche da. Es war für mich ein schmerzlicher Anblick. Zeit hatten wir nicht zu verlieren, ich nahm schnell aus der Brusttasche des Getödteten die Locke und das Miniaturbild seiner Braut, eines hübschen, frischen, mich rosig und heiter anlächelnden Mädchengesichtes, der Towarczys händigte mir dessen Börse ein, die ihm zwar nach dem letzten Vermächtniß selbst gehörte, er aber mit bravem Soldatenstolz verschmähte, damit ich solche dem Fond für die verwundeten Invaliden übergeben möge, und behende schwangen wir uns in den Sattel und trabten, so eilig es nur immerhin angehen wollte, wieder fort, um die hier versäumte Zeit möglichst wieder einzuholen. Dies Wiederfinden des Jugendfreundes unter solchen Umständen, war die mein Herz mit am Meisten erschütternde Begebenheit, welche ich in diesem Kriege bisher noch erlebt hatte.

Die Ereignisse der nächsten Tage waren aber so drängend und ich selbst ward in einer so angestrengten Thätigkeit erhalten, daß ich mich der traurigen Stimmung nicht so hingeben konnte, wie ich dies in der Ruhe des Friedens, ohne Zweifel gethan haben würde. In einem Kriege drängen sich die gewaltigsten Eindrücke aller Art, schmerzliche wie freudige, oft so nahe zusammen, daß sie sich gegenseitig einander beherrschen und nichts auf die Länge die Oberhand gewinnen kann.

Die Haarlocke und das Medaillon sandte ich nach einiger Zeit, sowie mir die Thätigkeit des Feldlebens die nöthige Muße dazu gewährte, der Braut meines Freundes, schrieb ihr, daß sie sein letzter Gedanke gewesen sei, verhehlte ihr aber seine Leiden, und daß ich ihn selbst auf sein dringendes Bitten zur Abkürzung derselben hatte erschießen lassen. Zufällig traf ich 1813 die mir bis dahin persönlich gänzlich unbekannt gewesene Braut des Erschossenen als die gesunde Frau eines reichen Gutsbesitzers und blühende Mutter vieler Kinder wieder. Von ihrem todten Bräutigam sprach sie kein Wort mit mir, obgleich sie wohl wußte, daß ich in seiner Sterbestunde gegenwärtig gewesen war, und auch ich scheute mich davon anzufangen.

Trotz der tiefen Dunkelheit des Februarabends, die nur durch das Schimmern des Schnees etwas erhellt wurde, war der Kampf immer noch nicht beendet, und häufig sah ich bei diesem Ritte noch das Blitzen des Kanonenfeuers in mehr oder minder größerer Nähe, wie denn auch noch Gewehrschüsse knallten und Trommeln wirbelten.

Zu grimmig hatten sich die beiden hier ringenden Gegner in einander verbissen, als daß sie nicht mit Aufbietung auch der letzten Kräfte noch kämpfen sollten. Keiner wollte das Schlachtfeld räumen, Keiner sich als Besiegter erklären, wie man denn auch bei strenger Unparteilichkeit in der That nicht entscheiden kann, wer in dieser blutigen Schlacht bei Eylau wirklich gesiegt hat.

Daß die Franzosen mit gewohnter Prahlerei sich den Sieg zuschreiben und Napoleon wieder ein lügenhaftes, ruhmrednerisches Bülletin darüber erscheinen ließ, darf nicht wundern, wenn freilich die Wahrheit auch nicht im Allermindesten dadurch entschieden ist.

Daß übrigens der General von Bennigsen, wenn er in dem Augenblick, als die Preußischen Soldaten das Birkenhölzchen hinter Kutschitten genommen hatten, mit großer Energie und Aufbietung aller ihm noch verfügbaren Truppen nachgerückt wäre, sich dann den Sieg errungen hätte, leidet nach meiner Ansicht keinen Zweifel. Es geschah dies aber nicht — aus welchem Beweggrunde ist mir unbekannt — und so gewann Napoleon Zeit, sich wieder zu erholen und durch die Ankunft des Marschalls Ney, der sich mit seinem Corps in den grundlosen Wegen sehr verspätet hatte, frische Truppen in das Gefecht zu bringen. Wer gegen die Franzosen kämpfen will, sei er nun ein einfacher Husarenlieutenant, der eine Patrouille von zwanzig Mann befehligt, oder ein Feldherr, unter dem ganze Armeecorps stehen, der muß unausgesetzt in der energischsten Offensive bleiben und darf seinen Feinden weder Ruhe noch Rast gönnen, sonst ist er verloren.

Als ich gegen neun Uhr Abends im russischen Hauptquartier bei dem General von Bennigsen anlangte, sah es dort ziemlich übel aus. Die Truppen waren erschöpft, bei der sehr mangelhaften Verpflegung, die sie erhielten, halb verhungert und hatten dabei größtentheils schon sehr bedeutende Verluste vor dem Feinde erlitten; kurz es wa-

ren viele Regimenter vorhanden, die ersichtlich für die nächsten vierundzwanzig Stunden nicht mehr für den Kampf taugten. So sehr muthig und ausdauernd die russischen Truppen sich auch in allen Kriegen stets geschlagen haben, so wissen die einzelnen Soldaten sich doch häufig nicht geschickt selbst zu helfen, so daß sie bei solchen Umständen mehr leiden wie die gewandten Franzosen, die besonders, was eine möglichst gute Verpflegung anbetrifft, stets eine seltene Geschicklichkeit zeigen.

Unter den höheren Generälen selbst, wie auch unter deren Umgebung schien der heftigste Zwiespalt zu herrschen; ich hörte laute Worte des Widerspruches und der Uneinigkeit, und es währte eine geraume Weile, bis ich Jemand fand, der meine Meldung nur entgegennahm. Bis zum General von Bennigsen selbst vorzudringen und ihm meinen Rapport abzustatten, war mir in der ersten Zeit nicht möglich und ich mußte mich begnügen, dies bei seinem vornehmsten Generaladjutanten zu thun. Der General von Knorring war noch für ein Erneuern des Angriffes selbst in dieser Nacht, und ich bin noch jetzt fest überzeugt, wäre dies sogleich mit der rücksichtslosesten Energie und der Aufbietung aller nur irgendwie verfügbaren Mittel geschehen, wir hätten uns den vollständigen Sieg erkämpft, denn das französische Heer, welches ebenfalls furchtbar gelitten hatte, mußte sich in einer sehr übelen Verfassung befinden. Leider war aber — wie mir mehrere Adjutanten in höchster Wuth erzählten — der General von Bennigsen der Ansicht, daß ein Rückzug angetreten werden solle, und da er

den Oberbefehl führte, so galt seine Meinung als entscheidend.

Es erregte in mir eine recht arge Mißstimmung, daß die zweite große Hauptschlacht, in der ich mitkämpfen konnte, abermals mit einem Rückzug endigen sollte, und ich machte daher meinem Unwillen darüber in mehr lauten und heftigen, wie gerade vorsichtigen Worten ziemlich freie Luft. Ein älterer russischer Stabsofficier, ein Mann von hohem, stattlichem Wuchs und einem kühnen offenen Gesicht mit Bart und Haupthaar von Silberfarbe, in dem ein unendlicher Ausdruck des Wohlwollens und der Menschenfreundlichkeit lag; kurz mit der imponirendste, alte Soldat, der mir je vorgekommen ist, sprach aber plötzlich mit herzlicher, sonorer Stimme: „Mein junger heißblütiger Preußischer Kamerad, vergessen Sie nie, daß nächst der Tapferkeit der schweigende, pünktliche Gehorsam die wichtigste Pflicht jedes Soldaten, weß' Ranges und Heeres er auch immerhin sein mag, ist." Vor Scham und Verlegenheit, vielleicht auch Unmuth über diese, wie ich mir selbst sagen mußte, wohlverdiente Zurechtweisung röthete sich mein Gesicht; da klopfte mir der alte Oberst freundlich auf die Schulter: „Es war nur ein gutgemeinter Rath, lieber Kamerad, wie ihn ein alter Officier einem jungen schon immerhin geben kann", sprach er.

Ich habe das schöne, edle Gesicht dieses Greises, der ein geborner Kurländer war, niemals wieder vergessen, obgleich ich ihn nur diesen einzigen Augenblick und sonst nie wieder sah.

Brachte ich auch nur eine schlechte Nachricht aus dem

russischen Hauptquartier mit zurück, so konnte ich doch sonst meinen hungrigen Magen mit Speise und Trank dort reichlich stärken. Die in solchen Dingen stets unübertrefflichen Kosacken hatten den Küchenwagen eines französischen Marschalls erbeutet, und die Officiere des russischen Generalstabes ihnen einen Theil der reichen Vorräthe an kostbaren Lebensmitteln und edlen Weinen abgekauft, von dem sie mir nun mit echt russischer Gastfreundschaft das mir Erwünschte abgaben. Das Mahl, welches wir aus freier Faust neben einem allmächtigen Wachtfeuer, in dem ganze Baumstämme flammten, stehend verzehrten, war ganz eigenthümlich. Wir hatten zwar Champagner, aber weder Gläser noch Pfropfenzieher, und so erhielt Jeder eine volle Flasche, der er mit dem Säbel den Hals abschlug und nun den schäumenden Wein in hastigen Zügen ausschlürfte. Zum Imbiß hierzu erhielt ich eine halbe Straßburger Gänseleberpastete, die aus der zerschlagenen Terrine, ohne Salz und leider auch ohne Brod, mit dem Taschenmesser in großen Stücken herausgeschnitten und eilig verzehrt wurde, denn die Zeit drängte sehr. So bildeten Champagner und Straßburger Gänseleberpastete die einzige Nahrung, welche ich an diesem blutigen Tage bei Eylau genoß. Eine Unverdaulichkeit hatte ich unter solchen Umständen freilich nicht zu befürchten, denn wenn man, wie ich, achtzehn Stunden unaufhörlich auf hart trabenden Kosackenpferden reiten muß, kann man Kieselsteine verdauen.

Speise und Trank, welche mir die gastfreundlichen

russischen Officiere im Hauptquartier mit wahrer Kameradschaftlichkeit mitgetheilt hatten, waren freilich gut und erquickten mich sehr; desto schlechter lauteten aber freilich die Nachrichten, welche ich dort empfing. Nach vielem heftigen Hin- und Hergerede entschied sich der General von Bennigsen um zehn Uhr Abends, daß die gesammte vereinigte Armee den Rückzug in der Richtung nach Königsberg antreten sollte; ebenso empfing auch der General L'Estocq mit unseren Preußischen Truppen den Befehl hierzu. Da den Preußischen Truppen eine kleine Rast und Erholung unumgänglich nothwendig war, so sollten diese erst in der Nacht um ein Uhr aufbrechen und alsdann die Nachhut der gesammten Armee bilden.

Wie sicher hatten wir Alle darauf gehofft, daß am anderen Morgen die Schlacht aufs Neue beginnen würde, und nun wieder dieser verdammte Rückzug.

Der Rückritt, welchen ich zu unseren Preußischen Truppen machen mußte, war sehr beschwerlich und dazu noch drückte mich das Gefühl, daß ich meinen Kameraden nur unangenehme Berichte erstatten konnte. Es erregte auch den allgemeinsten Unwillen bei allen Officieren, als sie erfuhren, daß wir uns noch in dieser Nacht nach Königsberg zurückziehen sollten.

Auch die Soldaten, besonders der beiden Infanterie-Regimenter Schöning und Rüchel, die sich an diesem Tage so ungemein ausgezeichnet hatten, fluchten und brummten sehr laut und meinten: „Der Teufel könne daraus klug werden, warum sie soeben mit dem Verluste sehr vieler

tapferer Kameraden eine Stellung hätten erstürmen müssen, um solche am Abend wieder um nichts und wieder nichts zu verlassen.

Glücklicherweise befand sich beim General L'Estocq der Oberst von Scharnhorst, der sich schon bei dem Zug des Blücher'schen Corps durch Mecklenburg in so hohem Grade ausgezeichnet hatte und nun aus seiner Gefangenschaft wieder ausgewechselt war, als Generalquartiermeister. Der Geist dieses seltenen Mannes, eines der ruhmwürdigsten Soldaten, der je die Ehre gehabt hat, eine Preußische Uniform zu tragen, wußte auch jetzt wieder Rath. Den Rückzug mußten freilich auch wir Preußen antreten; denn da die russische Armee zurückging, so wäre es Wahnsinn gewesen, wenn wir mit unserem kleinen Corps allein den Franzosen hätten gegenüber bleiben wollen; allein der Oberst von Scharnhorst wußte es durchzusetzen, daß derselbe nicht in der erst befohlenen Richtung, sondern über Domnau nach Friedland unternommen wurde. Es sollen deshalb noch sehr lebhafte und heftige Erörterungen zwischen dem General von Bennigsen und dem Obersten von Scharnhorst stattgefunden haben, und doch war der letzte Plan unbedingt der beste.

Ich selbst war so ermüdet und meine Seite schmerzte so sehr, daß ich mich nur noch mit äußerster Anstrengung im Sattel halten konnte. Es war mir deshalb ungemein wohlthuend, daß noch zwei bis drei Stunden vergingen, bevor wir abmarschirten; ich übergab mein Steppenroß einem Towarczys, der demselben einige volle Hafergarben vorwarf, damit es sich sättige, hüllte mich selbst in meinen

alten Reitermantel, streckte mich ohne Weiteres lang in den Schnee hin und war auch, trotz alles Lärmens um mich her, in der nächsten Minute schon fest eingeschlafen. Gegen 2 Uhr Morgens wurde ich wieder geweckt, und diese paar Stunden Schlaf hatten mich so gestärkt, daß ich alle uns noch bevorstehenden Strapazen leicht ertragen konnte.

Es war kein freudiger Marsch, den das Preußische Corps in der tiefen Dunkelheit der Nacht, vom 8. auf den 9. Februar, antreten mußte. Wir hatten vollständig gesiegt und mußten trotzdem zurück; dies wollte uns nicht recht einleuchten. Der Marsch, der in der Dunkelheit noch dazu querfeldein ging, hatte sehr große Schwierigkeiten. Menschen und Pferde waren so müde und abgemattet, daß sie sich kaum noch im langsamsten Schritt vorwärts bewegen konnten, bei der großen Dunkelheit und den schlechten Wegen stürzte alle Augenblick ein Pferd, warf ein Wagen um, oder fiel ein Infanterist; was dann stets Gewühl, Stockungen und unzählige Flüche, Drohungen, Verwünschungen, kurz Aeußerungen des lebhaftesten Unmuthes aller Art hervorrief. Dabei wußte Niemand den Weg, den wir einschlagen sollten, manche einzelne Truppentheile verirrten sich und waren in Gefahr abgeschnitten zu werden, was dann wieder Verzögerungen herbeiführte und so entstand eine endlose Reihe von Mühseligkeiten.

Da die Hafergarben mein unermüdliches Steppenroß, die dreistündige Ruhe aber mich selbst wieder für neue Anstrengungen tauglich gemacht hatten, so war ich wieder frisch im Sattel und befand mich mit einigen Towarczys

bei unserer Nachhut. Wir glaubten die Franzosen würden Anstalten zu unserer Verfolgung machen; aber auch sie waren von den Verlusten in dieser Schlacht so erschöpft und befanden sich in einer so schlechten Verfassung zum Weiterschlagen, daß unser Rückmarsch auch nicht im allermindesten belästigt wurde. Wir wagten uns ziemlich nahe an die feindlichen Bivouacfeuer hinan, nahmen auch einige herumstreifende Marodeure gefangen und erkannten dadurch so recht in welch schlechtem Zustand sich auch die französische Armee befand und wie irrthümlich es vom General von Bennigsen sei, daß er den Rückmarsch befohlen hatte. Ich bin überzeugt, daß man mit 20,000 Mann frischer Truppen am andern Tage die ganze französische Armee mit sammt ihrem Napoleon an der Spitze, hätte aufreiben oder gefangen nehmen können. Daß mich diese Wahrnehmungen gerade in keine sonderlich heitere Stimmung versetzten und der Gedanke mich quälte, wie nutzlos an diesem Tage wieder so viele muthige Preußische und Russische Krieger ihr Blut vergossen hatten, ist begreiflich. Die Franzosen selbst sind — wie ich aus sicherer Quelle weiß am andern Morgen nicht wenig überrascht gewesen, als sie das am Tage so muthig erstrittene Schlachtfeld in der Nacht wieder von dem russisch-preußischen Heere geräumt fanden. Daß ein Feldherr wie Napoleon solche Fehler seiner Gegner wohl zu benutzen und trefflich auszubeuten verstand, ist natürlich. Die Franzosen drängten nun am 9. Februar mit ziemlichem Eifer nach und besonders Murat, der zwar in seinem Aeußern ein Comödiant, dabei aber ein tapferer und geschickter Reitergeneral war, hatte

schon am folgenden Tage mit seiner Cavallerie mehrfache Gefechte mit unsern Preußischen Truppen, an denen ich persönlich jedoch keinen Antheil nahm. Ich selbst ward am 10. Februar vom General L'Estocq mit Depeschen nach Königsberg geschickt, wo ich Alles in der größten Bestürzung fand. Man hatte so sicher auf Sieg gehofft und statt dessen traf nun abermals die Nachricht von einem Rückmarsch Preußischer Truppen ein. Wahrhaftig es gehörte 1806 bis 1807 ein starkes Herz und ein muthiger Glaube dazu, um nicht an dem Glanz des Sternes des Preußischen Ruhmes zu verzweifeln.

Sechstes Kapitel.

Characteristik des russischen Heeres. — Einstellung der größeren Kriegsoperationen während der Wintermonate. — Häufige Vorpostengefechte. — Reorganisation der Preußischen Truppen. — Treue Gesinnung in Ostpreußen. — Erschütternde Familienscenen auf einem Rittergut. — Blutiger Kampf bei Heilsberg. — Sehr tüchtiges Benehmen der meisten Preußischen Truppentheile. — Schwankende Operationen des Generals von Bennigsen. — Unglückliche Gefechte bei Königsberg. — Rückzug hinter die Memel. — Treubund vieler Officiere. — Eindruck der Nachricht des Friedensschlusses bei Tilsit.

Da ich keine strategische Geschichte des Feldzuges von 1807 schreiben, sondern nur meine persönlichen Erlebnisse in schlichter, wahrheitsgetreuer Sprache aufzeichnen will, so unterlasse ich es, alle die vielen ungünstigen Folgen, welche der übereilte Rückzug von Eylau für Preußens Heer nach sich zog, hier anzuführen. Mit die schlimmste Wirkung davon war, daß Napoleon unsern Rückmarsch benutzen konnte, um mit einigem Schein der Glaubwürdigkeit in ganz Europa verbreiten zu lassen, daß er aufs Neue die

vereinte russisch-preußische Armee gänzlich geschlagen habe. Wenn auch die Geschichte jetzt allgemein aufgeklärt hat, daß diese Behauptung sehr falsch war, so ward sie damals doch nur um so eher geglaubt und trug viel mit dazu bei, die Siegeszuversicht der Franzosen und leider auch die täglich wachsende Zahl ihrer Anhänger in den Staaten des Rheinbundes zu vermehren, das ohnehin schon nur zu sehr verminderte Vertrauen auf den endlichen Sieg der gerechten Sache Preußens aber noch mehr zu schwächen. Manche Preußische Patrioten, die bis dahin für die Sache des Vaterlandes zu wirken gesucht hatten, wurden jetzt immer kleinmüthiger, gaben die Hoffnung auf den endlichen Erfolg auf und legten die Hände verzagt in den Schoß, statt mit vermehrter Kraft zu streben. Besteht doch die Wirkung des Gewinnes der meisten Schlachten überhaupt mehr in einem moralischen wie gerade strategischem Erfolg.

Ich für meine eigene Person ward jetzt sehr häufig als Ordonnanzofficier in das russische Hauptquartier befehligt und brachte oft mehrere Tage dort zu. Es war mir dies in vieler Hinsicht zwar ganz erwünscht, denn ich sah und hörte viel Interessantes und lernte Manches, was mir in meiner späteren militairischen Dienstzeit von entschiedenem Nutzen gewesen ist, doch wäre ich sonst, meiner eigenen Neigung nach, lieber bei einem fliegenden Corps, das den kleinen Krieg mit den Feinden auf eigene Faust führte, gewesen. Es waren aber ältere Cavallerieofficiere in genügender Zahl für derartige Corps, deren sich mehrere bildeten, vorhanden. In den Monaten Februar und

März herrschte übrigens, abgesehen von einigen kleinen Vorpostengefechten und den Streifzügen unserer Patrouillen-Commandos, eine ziemliche Waffenruhe bei den beiderseitigen Heeren, die sich von den schweren Verlusten, welche sie bei Eylau erlitten hatten, zu erholen suchten. Die im Frühling in Ostpreußen fast grundlosen Wege, welche theilweise den Marsch von größeren Corps mit schweren Geschützen und Munitionscolonnen geradezu unmöglich machten, verhinderten umfassende Kriegsoperationen. Diese sonst schon immer schlechten Wege waren jetzt durch das Hin- und Hermarschiren ganzer Armeecorps mit ihren zahllosen Fuhrwerken mitunter völlig unpassirbar geworden. So entsinne ich mich noch, daß ich Anfang März auf einer Strecke von vier Meilen volle eilf Stunden zubrachte, obgleich ich ein frisches kräftiges Pferd ritt.

Je häufiger ich nun bei den russischen Truppen verweilte, eine desto klarere Einsicht gewann ich in die großen Vorzüge derselben; obgleich mir freilich manche Schwächen ebenfalls nicht verborgen bleiben konnten. Ich habe seit dieser Zeit stets eine nicht geringe Vorliebe für Rußland gehegt und werde mich freuen, wenn ich noch erlebe, daß in nächster Zukunft abermals russische und preußische Truppen vereint gegen Deutschlands alten Erbfeind kämpfen werden, wie sie dies auch schon 1813 bis 1814 mit so großem Erfolg gethan haben.

Unter den russischen Officieren, mit denen ich jetzt sehr häufig in Berührung kam, schloß ich mich besonders eng an die vielen Deutschen aus den Ostseeprovinzen an, die in allen verschiedenen Graden im Heere dienten. Schon

der Umstand, daß ich mich mit diesen Kurländern, Liefländern und Estländern in deutscher Sprache unterhalten konnte — grundsätzlich habe ich in meinem ganzen Leben nie ein Wort französisch mehr gesprochen, als wenn mich die äußerste Nothwendigkeit dazu zwang — erleichterte den näheren Verkehr mit diesen Männern ungemein. Ganz vortreffliche Soldaten und äußerst liebenswürdige Kameraden fand ich aber unter diesen russischen Officieren, und mit mehreren schloß ich mitten im Getümmel der Bivouacke und engen Cantonnirungsquartiere einen so festen Freundschaftsbund, daß er für das ganze fernere Leben von Dauer blieb. Dieser deutsche Adel der Ostseeprovinzen, der noch eine festgeschlossene Corporation und, dadurch erhalten, einen sehr ritterlichen Standesgeist besitzt, wie er leider dem Adel in manchen Gegenden Deutschlands immer mehr und mehr abhanden zu kommen scheint, hat der russischen Armee stets eine Menge der tüchtigsten Officiere geliefert. Es liegt viel Chevalereskes in der ganzen äußern Erscheinung der Kur- und Liefländer; sie sind gewandt, besitzen angenehme äußere Formen des Umganges und eine große Leichtigkeit, Menschen und Dinge nun einmal so zu nehmen, wie sie genommen werden müssen, sowie Allem stets die angenehmste Seite abzugewinnen; was gewiß für einen Officier sehr schätzenswerthe Eigenschaften sind.

Im Gegensatz zu diesen vielen gewandten und eleganten Officieren fand ich die gemeinen russischen Soldaten zwar in der Regel etwas schwerfällig, nicht selbstständig genug ausgebildet und in dieser Hinsicht von den Fran-

zosen weit übertroffen; dabei aber muthig, von willigem Gehorsam gegen alle Befehle ihrer Vorgesetzten und von großer körperlicher Ausdauer, welche sie zum Ertragen aller möglichen Strapazen sehr geeignet machte. Leider war die Verpflegung bei diesem russischen Armeecorps in Ostpreußen äußerst ungeordnet und mangelhaft; die armen Soldaten mußten den empfindlichsten Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen leiden und hatten oft solchen Hunger, daß sie bei den in ihrer Nähe cantonnirenden Preußischen Truppen um Brot bettelten. Diese schlechte Wirthschaft bewirkte, daß alle Lazarethe überfüllt wurden und Marodiren, Desertiren und andere Unordnungen nur zu sehr einrissen. Ich bin überzeugt, daß die russische Armee im Jahre 1806 bis 1807 durch diese grenzenlose Unordnung im Verpflegungswesen ungleich mehr Soldaten wie durch die Kugeln der Feinde verloren hat. Ein Feldherr kann gegen säumige und gar betrügerische Proviantbeamten, Intendanten und Lieferanten gar nicht strenge genug sein, denn das Wohl seiner Soldaten und somit ihre Kriegsfreudigkeit, und von dieser mit bedingt, wieder Kriegstüchtigkeit, hängt wesentlich davon ab.

Dieser schlechten Verpflegung der russischen Soldaten war es auch vorzüglich mit zuzuschreiben, daß sie in den von ihnen besetzten Gegenden häufig sehr arg hausten und als Einquartirung oft weniger gern wie selbst unsere Feinde die Franzosen gesehen wurden. Die armen Soldaten wollten nicht verhungern und legten sich daher auf das Stehlen von Lebensmitteln, und wie das dann stets der Fall zu sein pflegt, so blieben auch bei dieser

Gelegenheit manche andere Sachen ihnen zwischen den Fingern hängen. Besonders die Kosacken entwickelten eine wahre Virtuosität im Stehlen; und selbst die härtesten Strafen, die sie bei der Ertappung und Anzeige ihrer Diebstähle stets erhielten, fruchteten nichts. Bei körperlichen Strafen zeigten diese Kosacken oft eine Gleichgültigkeit gegen jeden Schmerz, die wirklich staunenswerth war. So entsinne ich mich, daß ein alter, lang gedienter Kosack, dessen weißgrauer Bart ihm bis weit auf die Brust herabhing, auf einem Gute einen silbernen Eßlöffel entwendet hatte, dabei ertappt und zur Anzeige gebracht wurde. Der erzürnte Oberst des Detachements, zu welchem der Kosack gehörte, dem der General Tolstoy schon ernstliche Vorwürfe über die Unordnung unter seinen Soldaten gemacht hatte, befahl, daß der Thäter sogleich absitzen und mit dem Kosackenkantschuh 75 Hiebe auf den Theil des Körpers, der beim Reiten mit dem Sattel in allernächste Berührung kommt, erhalten sollte. Mir schien die Strafe fast zu hart zu sein, und ich wollte schon bittende Worte für den Deliquenten einlegen, als ich sah wie dieser erst ganz behaglich einen tüchtigen Zug Brandwein aus seiner Feldflasche nahm, dann ruhig vom Pferde stieg, sich über einen Baumstamm legte und nun den zur Züchtigung bestimmten Körpertheil den beiden Kosacken, die mit Kantschuhen in der Hand zum Schlagen bereitstanden, entgegenstreckte. Die beiden Kerle hieben, daß es nur so klatschte, und ich dachte, das Gesäß des Gezüchtigten müßte förmlich mürbe geklopft werden; der aber verzog kaum eine Miene, stieß auch nicht den allergeringsten

Klagelaut aus, sondern ertrug seine Züchtigung ganz geduldig. Als die 75 Hiebe aufgezählt waren, sprang der Kosack wieder auf, rieb sich den geprügelten Körpertheil etwas mit den Händen, schüttelte sich wie ein Pudel, der seine Hiebe bekommen hat, ging dann demüthig zu dem Obersten, der die Strafe verhängt hatte, versuchte diesem die Hand zu küssen und fragte dann mit schmeichelnder Stimme: „Aber Väterchen jetzt kann ich das blanke Dingelchen doch auch behalten, da ich ja meine richtigen Schläge dafür erhalten habe!?" Erst bei der verneinenden Antwort des Obersten machte der Kosack ein wirklich betrübtes Gesicht, faßte sich jedoch auch bald wieder mit der Ruhe eines echten Philosophen, schwang sich auf sein kleines, zottiges Rößlein und trabte mit seinen Kameraden lachend und plaudernd, als sei weiter nichts vorgefallen, wieder fort. Es sind in der That merkwürdige Kerle diese Kosacken, die ich sowohl 1807 wie auch von 1812 bis 1814 häufig unter meinem Befehl gehabt habe.

In der Gegend von Königsberg hatte ich am 15. Februar wieder Gelegenheit, bei einem recht lebhaften Cavalleriegefecht mit den Feinden thätig sein zu können. Nach ihrer gewohnten Weise waren die Franzosen in der Aufstellung ihrer Vorposten äußerst nachlässig gewesen und ließen sich von unserer leichten Cavallerie überfallen, wobei die Kosacken sich durch große Geschicklichkeit im unbemerkten Heranschleichen ungemein auszeichneten. Wir nahmen viele französische Cavalleristen, die auf ihren abgehetzten, arg geschundenen Pferden kaum noch im Trab aus

der Stelle kommen konnten, hierbei gefangen. Eine so schlechte Pferdewartung, wie bei vielen uns gegenüberstehenden französischen Callerieregimentern damals herrschte, habe ich früher gar nicht für möglich gehalten. Die Pferde wurden von ihren Reitern schlecht gefüttert, fast gar nicht geputzt, auf alle Weise maltraitirt und waren daher auch so gedrückt, daß man ein französisches Cavallerieregiment schon auf eine halbe Stunde weit riechen konnte, wenn gerade der Wind einem entgegenstand.

Einige Tage nach diesem für uns so glücklichen Cavalleriegefecht, das freilich auf die Entscheidung des Krieges ohne Bedeutung blieb, gingen die französischen Truppen mehr zurück, um längs der Weichsel ausgedehntere Cantonirungsquartiere zu beziehen, während ein Theil von ihnen die Belagerung von Danzig mit dem rücksichtslosen Eifer, der alle derartigen Unternehmungen Napoleons charakterisirte, und solchen so oft einen glücklichen Ausgang verbürgte, betreiben mußte.

Da die Belagerung von Danzig in einer so rauhen Jahreszeit voraussichtlich große Opfer erfordern mußte, so commandirte Napolean besonders auch viele Rheinbundstruppen und Sachsen, die 1806 noch mit uns vereint waren, jetzt aber gegen uns kämpfen mußten, zu diesen Belagerungsarbeiten.

Es lag überhaupt so recht im französischen Prinzip, die deutschen Hülfstruppen, die ihnen dienen mußten, bei jeder Gelegenheit als Kanonenfutter zu gebrauchen und solche zu den gefährlichsten, beschwerlichsten und die meisten Opfer erfordernden Unternehmungen zu verwenden, sich

selbst aber stets allen Ruhm des etwaigen Erfolges beizumessen. Wenn im Winter Festungen zu belagern waren, oder ein recht beschwerlicher Vorpostendienst bei mangelhafter Verpflegung, der Hunderte von Menschen und Pferden zu Grunde richtete, gethan werden mußte, oder ein befestigter Platz, der anerkannt so ungesund gelegen war, daß die Besatzung durch Seuchen stets decimirt wurde, eine Garnison erhielt, dann wurden wo möglich nur die Deutschen dazu verwandt. Leider waren die Befehlshaber vieler deutscher Hülfscontingente schwach und dabei kleinlich eitel genug, um dieser übermüthigen Arroganz, mit welcher die Franzosen ihre Bundesgenossen oft mehr noch wie ihre Feinde zu behandeln pflegten, mit dem gehörigen Nachdruck entgegenzutreten und fühlten sich sogar häufig dadurch geehrt, wenn sie von diesen nur recht viel gebraucht und dafür mit oft sehr zweideutigem Lobe erwähnt oder gar mit einem Ehrenlegionskreuz begnadigt wurden. Dazu war es noch bei Napoleon gewöhnliche Sitte, den Officieren der deutschen Hülfstruppen Auszeichnungen niederern Ranges zu geben, wie er solche den Officieren der nationalfranzösischen Regimenter bei gleichem Grade und gleichem militairischem Verdienste zu ertheilen pflegte. Wo der Franzose ein Officierskreuz der Ehrenlegion erhielt, da mußte der Deutsche schon sich mit einem einfachen Ritterkreuz begnügen.

So sollten es die Deutschen stets recht fühlen lernen, daß sie sich in keiner Hinsicht mit der großen französischen Nation für ebenbürtig halten dürften. Wahrlich es hat mich in allen neun Feldzügen, die ich gegen die Truppen

Napoleons focht, stets mit am Meisten empört, wenn ich sah, zu welcher dem Nationalstolz unwürdigen Rolle die deutschen Soldaten im Heere des fränkischen Kaisers sich hergaben und wie erbärmlich sie sich von diesen Franzosen behandeln ließen. Niemals wäre Deutschland so tief gesunken, wie dies unter Napoleons Zwingruthe der Fall war, wenn seine eigenen Söhne nicht selbst ihre besten Kräfte willig geopfert hätten, ihr Vaterland mit demüthigen zu helfen.

Am 22. Februar hatte ich die große Freude, zuerst wieder eine völlig geordnete Schwadron meines alten theuren von Blücherschen Husarenregiments zu sehen. Nach der Capitulation von Ratkau, die wie bekannt der General von Blücher nach der hartnäckigsten Gegenwehr endlich aus Mangel an Pulver und Brot schließen mußte, hatten sich die meisten Husaren unseres Regiments zu Fuß oder zu Pferde einzeln oder in größeren Trupps heimlich oder mitunter auch mit Gewalt durch die ganze französische Armee bis nach Ostpreußen durchgeschlichen oder durchgehauen. Remontecommando's und die in Pommern gestandene Depotschwadron waren ebenfalls nach Ostpreußen gegangen und so konnten dort wieder mehrere neue Schwadronen unseres Regiments formirt werden, die im ferneren Verlauf des Feldzuges noch mehrfach die gewünschte Gelegenheit fanden, tüchtig in den verhaßten Feind einzuhauen und sich auf das Rühmlichste auszuzeichnen. Ich selbst schaffte mir zwar allmälig wieder die Uniform der von Blücherschen Husaren an, so weit dies hier im Felde möglich war; that aber bei den neu formirten Schwadronen

keinen Dienst, da die genügende Zahl von Officieren schon bei ihnen vorhanden war, sondern blieb als Ordonnanz-officier im Hauptquartier des Generals L'Estocq. Der Umstand, daß ich von Jugend auf bei dem häufigen Jagdreiten auf dem großväterlichen Gute in Mecklenburg gewöhnt war querfeldein zu jagen und mich auch in fremder Gegend leicht zu orientiren, mochte den General von L'Estocq veranlassen, mich öfters zu Ritten, die schon einen geübten Reiter bedurften, zu verwenden. Auch war ich jetzt wieder mit zwei dauerhaften und schnellen russischen Steppenpferden, die ich mir nach und nach von russischen Officieren eingetauscht und eingehandelt hatte, ganz zu meiner Zufriedenheit beritten. Für die großen Strapazen des wirklichen Gebrauchs im Kriege sind die in den Steppen oder wilden Gestüten gezogenen polnischen, südrussischen, ungarischen, moldauischen und türkischen Rosse unbedingt die besten Soldatenpferde. Selbst die edelen Thiere aus dem damals mit Recht so berühmten gräflich von Plessenschen Gestüte in Iwenack, sicherlich mit das beste Gestüt, welches jemals in Mecklenburg gewesen ist, so schnell und kraftvoll sie auch sonst waren, konnten es an Ausdauer und Strapazen nicht mit den bessern Steppenpferden aufnehmen und gingen ungleich leichter zu Grunde.

Ein erschütterndes, aber dabei doch auch wieder sehr rühmliches Beispiel von mannhaftem Sinn und strengem Halten auf wahre Familienehre erlebte ich während dieser Zeit auf einem Rittergute in Ostpreußen, wo ich einige Tage einquartirt lag. Der Besitzer, welcher noch nnter dem großen Friedrich mit vieler Auszeichnung gedient hatte,

war ein kernhafter Edelmann und braver Soldat durch und durch, dem man es sogleich auf den ersten Blick ansah, daß kein unehrenhafter Gedanke auch nur auf eine Secunde in seiner Brust Platz finden könne. Auch seine Gemahlin und einige halberwachsene Töchter zeigten ein Benehmen, wie es deutschen Frauen geziemt; und besonders die Erstere hatte sich durch ihre echt weibliche Würde bei französischen Officieren, die schon bei ihr in Einquartirung gewesen waren, ungemein in Achtung zu setzen gewußt. Eine düstere Trauer lag bei meinem Erscheinen über alle Familienmitglieder ausgebreitet; selbst die Mienen der jungen Mädchen drückten tiefen Kummer aus, kein Lachen ertönte aus ihrem hübschen jugendfrischen Munde und wiederholt konnte ich in ihren Augen schmerzliche Thränen blinken sehen. Die sonst so stattliche und stolze Gestalt des Gutsherrn selbst schien aber förmlich von einem gewaltigen Seelenschmerz gebrochen zu sein; seine Haltung war gebeugt, seine Stirne zeigte tiefe Furchen, und es mußte eine furchtbare innere Aufregung gewesen sein, die bei einem so starken Mann solche sichtbaren Spuren hinterlassen konnte.

Ein Kamerad, der schon vorher einige Tage hier im Quartier gelegen hatte, erzählte mir den Grund dieser Bekümmerniß und ersuchte mich, denselben ja nicht unbedachtsamer Weise zu berühren. Der einzige Sohn dieser Familie, der als Officier in einem Cavallerieregimente gestanden, hatte sich nämlich — ich glaube bei Jena — in einer unerklärlichen Anwandlung von Furchtsamkeit so schlecht benommen, daß er durch Spruch des Kriegsgerich-

tes, kassirt wurde. Als dem Vater diese Nachricht ward, soll er über zwei Tage lang kein Wort gesprochen und selbst die Tröstungen der von ihm sonst zärtlich geliebten Frau schroff abgewiesen haben, dabei aber in dieser kurzen Zeit um mindestens zehn Jahre gealtert sein. Er hat alsdann später gerichtlich ein Testament gemacht, den Sohn enterbt und ihm nur sein Pflichttheil gelassen; einen bedeutenden Theil seines Vermögens aber an in diesem Kriege invalid gewordene Soldaten vermacht.

Ich mochte wohl bereits drei Tage bei dieser sonst so wackeren und jetzt so schmerzlich darniedergebeugten Familie im Quartier gewesen sein, und saß eines Abends beim einfachen Abendbrod mit ihnen um den runden Tisch, als plötzlich die Thüre aufgerissen wurde, und ein bleicher Mensch, halb noch in militairischem Anzuge gekleidet, dessen schmerzliches Aussehen zum Mitleid aufforderte, hereingestürzt kam und sich dem Gutsherrn vor die Füße warf, bittend dessen Knie umfassend. Es war der kassirte Sohn, den Reue, Schmerz und Kindesliebe, trotz des strengen Verbotes des Vaters, jemals wieder vor ihm zu erscheinen, gewaltsam in das elterliche Haus zurückgetrieben hatten.

„Was will dieser Mensch hier — ich kenne ihn nicht, und mag keinen Fremden in solcher Stellung zu meinen Füßen sehen!" rief laut, aber mit kaltem, festem Tone der alte Gutsherr, unsanft dabei den Liegenden zurückstoßend und dann von dem Stuhle, auf welchem er bisher gesessen hatte, sich in stolzer Haltung erhebend.

„Vater, ich flehe Dich an, verzeihe mir, ich kann Deinen väterlichen Zorn nicht länger ertragen, ich will

mir den Tod vor dem Feinde suchen; aber vorher nimm mich wieder als Deinen Sohn an," flehte der Unglückliche, dabei immer noch zu den Füßen des Vaters liegend.

„Ich habe keinen Sohn mehr, — der, den ich einst hatte, befleckte unseren edelen Namen mit unauslöschlicher Schande und fügte mir den größten Schmerz zu, der einen Menschen treffen kann," rief abermals der Vater, und ein entsetzlicher Zorn blitzte dabei aus seinen tief unter den eisgrauen Brauen liegenden Augen.

Das Herz der Mutter vermochte bei dem Anblick des knieenden Sohnes nicht länger kalt zu bleiben; sie umfaßte den Hals des Gatten und flehte ihn an, doch seinen stolzen Sinn erweichen und dem Unglücklichen Verzeihung angedeihen zu lassen. Auch die Töchter weinten und schluchzten, und umfaßten theils den Vater, theils den noch immer am Boden liegenden Bruder; kurz es war eine unbeschreiblich aufregende Familienscene voll Jammer und Trauer, die mich peinlich berührte, und bei der ich einen unfreiwilligen Zuschauer abgeben mußte.

Unerbittlich blieb aber der Vater; seine stolze Familienehre war durch die Feigheit des Sohnes befleckt worden, und solches Vergehen durfte er nimmermehr verzeihen. Er riß sich aus den Armen der Gattin los, stieß den knieenden Sohn mit dem Fuß zurück und rief zornig: „Genug des Gewimmers — ich liebe solche Auftritte nicht. Mag dieser Mensch, der hier liegt, als gemeiner Soldat in irgend ein Regiment eintreten und sich vor dem Feinde ein Ehrenzeichen erkämpfen; dann erst werde ich es überlegen, ob ich ihn wieder als meinen Sohn anerkenne."

Und ohne sich weiter zurückhalten zu lassen, oder auch nur den Liegenden noch eines ferneren Blickes zu würdigen, verließ er festen Trittes das Zimmer. Auch ich selbst benutzte diese Gelegenheit, mich unbemerkt zu entfernen, denn ich fühlte, daß es am Passendsten sei, den verstoßenen Sohn mit der Mutter und den Schwestern jetzt allein zu lassen.

Am anderen Morgen — der Sohn hatte noch in der Nacht das väterliche Haus wieder verlassen — gab es unter den Damen tief verweinte Gesichter; der Hausherr selbst aber war ruhig und unerschüttert, wie ich ihn immer gekannt hatte. Zwei Tage blieb ich noch bei dieser wackeren, so wahrhaft adelige Gesinnungen hegenden Familie im Quartier, allein so wohl ich mich auch sonst in ihrem Kreise gefühlt hatte, so machte die tiefe Trauer, die über Alle ausgebreitet lag, mir doch den Aufenthalt weniger angenehm wie es sonst unbedingt der Fall gewesen sein würde.

Wie ich später erfuhr, hat sich der Sohn unter anderem Namen als gemeiner Husar in dem Freicorps, welches der tapfere Schill damals in Colberg zusammenbrachte, anwerben lassen, und dort mit solchem Muthe gefochten, daß er wiederholt von Schill selbst gelobt und zum Unterofficier befördert wurde. Bei einer Patrouille ist er in einen Hinterhalt weit überlegener Feinde gerathen, hat aber den ihm angebotenen Pardon nicht annehmen wollen, sondern bis zum letzten Hauch des Lebens muthig fortgekämpft, und ist mit dem Säbel in der Hand gefallen.

So hat sein Tod wieder den früheren Flecken ausgesühnt, und der Vater — an den der Major von Schill eigenhändig deshalb geschrieben — brauchte sich des gestorbenen Sohnes wenigstens nicht mehr zu schämen. Wie dieser alte, stolze Rittergutsbesitzer sollte aber ein jeder Mann handeln, dem wirklich die unbefleckte Ehre seiner Familie am Herzen liegt.

Bei meinem jetzigen Dienstverhältniß saß ich fast Tag und Nacht im Sattel, war bald bei den Preußischen, bald bei den Russischen Truppen, suchte aber eifrig jede Gelegenheit auf, persönlich mit in das Gefecht zu kommen. Besonders wichtige Ereignisse oder gefährliche Abenteuer, deren ich mich noch jetzt erinnern sollte, erlebte ich während dieser Zeit nicht.

Erfreulich war mir, daß sich unser Corps hier unter dem General von L'Estocq von Woche zu Woche nicht allein immer mehr verstärkte, sondern auch sonst verbesserte. Es kamen aus allen Provinzen Preußens stets ranzionirte und versprengte Soldaten und Officiere, wieder geheilte Verwundete, wie auch zahlreiche Freiwillige aus allen Ständen an, um gegen den gehaßten Feind fechten zu können.

Mit unablässiger Anstrengung ward Tag und Nacht exercirt, gerüstet und armirt; der Eifer verdoppelte die Kräfte; die treuen Provinzen Pommern, Brandenburg, Schlesien und besonders das prächtige Ostpreußen, welches ich jetzt erst so recht lieben und schätzen lernte, thaten das Möglichste, um Gelder für die völlig erschöpften Kriegskassen zu schaffen.

Die ganze Königliche Familie, sich jetzt im Unglück erst recht groß zeigend, und gar vor Allem die unvergeßliche Königin Louise, dies hohe Musterbild einer wahrhaft edelen Frau, schränkte sich auf das Aeußerste ein, um die ersparten Gelder für die Bedürfnisse der Truppen verwenden zu können.

So wurden denn die einzelnen Regimenter allmälig immer wieder stärker. Wer aber von uns Officieren hier in Ostpreußen kämpfte, der fühlte selbst, daß er alle seine Kräfte bis zum Aeußersten anstrengen müsse, um den gesunkenen Waffenruhm des Preußischen Heeres wieder heben zu helfen.

Die Monate März, April und Mai brachten außer dem Kampf bei Danzig, welches nach langer, heldenmüthiger Gegenwehr endlich kapituliren mußte, wenig Ereignisse von Bedeutung; bis endlich im Juni die Sachen wieder eine ernsthaftere Wendung zu nehmen anfingen. Es war auch nothwendig, daß recht bald die Zustände zur Entscheidung gelangten; denn das sowohl vom französischen wie russischen Heere furchtbar ausgesogene Ostpreußen vermochte die ungeheure Last, die auf dem Lande ruhte, kaum noch länger zu ertragen.

In der Nacht vom 3. auf den 4. Juni brachen wir aus unseren weitläufigen Cantonnirungen wieder auf und konnten mit Recht hoffen, daß es diesmal kein blinder Lärm sein, sondern ein ernsthafter Kampf entbrennen würde. Alle unsere Soldaten, sowohl die der Preußischen wie Russischen Regimenter, waren in ungemein kampflustiger Stimmung; es wurde gejubelt, gelacht und bald ertönten

die einförmigen, aber nicht unmelodischen russischen Nationallieder, bis dann wieder ein Chor Preußen mit mehr lautem wie gerade harmonischem Gesang irgend ein beliebtes Soldatenlied anstimmte. — Man hätte in der That erwarten sollen, wir zögen zu einer lustigen Hochzeit, nicht zum ernsthaften Waffentanz; ein so heiterer Sinn herrschte bei Allen. Es kam aber an diesem Tage noch nicht zu einem recht lebhaften Gefecht, sondern nur zu einer gewaltigen Canonade unserer Artillerie gegen den von den Franzosen stark befestigten Brückenkopf von Spanden, welche zwar viel Lärm machte, aber weiter keine großen Erfolge herbeiführte. Der russische General von Bennigsen war an diesem Tage noch nicht zum Schlagen bereit, und so konnte auch unser Preußisches Corps für sich allein noch keinen größeren Angriff unternehmen, da es zu schwach dazu war.

Am folgenden Morgen versuchte russische Infanterie mit großer Tapferkeit den stark befestigten Brückenkopf bei Spanden zu erstürmen; allein vergeblich. Trotz des lebhaftesten Ansturmes schmetterte das wohlgerichtete feindliche Feuer aus großer Nähe Hunderte von Russen zusammen, denn die französischen Verschanzungen waren sehr gut angelegt, und so mußte endlich dieser völlig plan- und nutzlos unternommene Sturm wieder aufgegeben werden. Solch trauriger Anfang gleich bei der Wiedereröffnung der Feindseligkeiten in größerem Maßstabe, übte auf die Stimmung der Truppen einen niederschlagenden Eindruck; die lustigen Gesänge, mit denen wir ausmarschirt waren, hörten auf und das Brummen und Fluchen fing von Neuem an. Na-

mentlich die Russen waren wüthend, schalten sehr auf die ungeschickten Anordnungen aus dem Preußischen Hauptquartier des Generals L'Estocq, von welchem der Befehl zu diesem Sturm ausgegangen war, und hatten leider nicht ganz unrecht hierin. Der treffliche Oberst von Scharnhorst, dieser talentvollste Stabsofficier des damaligen Preußischen Heeres, hatte diesen Sturm auf den Brückenkopf von Spanden entschieden gemißbilligt, allein einige andere beim General L'Estocq leider nur zu sehr einflußreiche Persönlichkeiten, die überhaupt vielfaches Unheil anrichteten, hatten denselben trotzdem auszuführen den Befehl gegeben.

Es kam am Abend des 5. Juni zu einigen sehr verdrießlichen Scenen zwischen Preußischen und Russischen Officieren, die mich peinlich berührten. Aber auch in der russischen Armee herrschte unter den höheren Generalen eine große Uneinigkeit, welche häufig die für das Wohl des Ganzen unangenehmsten Folgen herbeiführte. Namentlich der ehrgeizige General von Sacken wollte dem von ihm bitter gehaßten Oberanführer Bennigsen gar nicht gehorchen und es entstand dadurch eine große Unsicherheit bei der Ausführung aller bedeutenderen Operationspläne, da es doch auf ein gemeinsames schnelles und gut in einander greifendes Handeln so dringend ankam. Uns gegenüber aber stand der größte Feldherr seiner Zeit, dessen eiserner Wille alle seine kriegskundigen Generale zum pünktlichsten und schnellsten Gehorsam zu zwingen wußte, so daß sämmtliche Operationen des Feindes mit einer seltenen Schnelligkeit und Einheit der verschiedenen

Corps ausgeführt wurden. Unter solchen Bewandnissen durfte man freilich nicht darüber staunen, daß der Kaiser Napoleon aus diesem Feldzuge von 1807 als ein vollständiger Sieger hervorging; obgleich die einzelnen Preußischen und Russischen Truppentheile sich bei jeder Gelegenheit eben so muthig, ja häufig sogar noch muthiger wie die Franzosen geschlagen haben.

Selbst mir jungem Husarenlieutenant, der natürlich keine tiefere Einsicht in die Operationen des Hauptcorps gewinnen konnte, war es einleuchtend, daß jetzt ein bedenkliches Schwanken über das, was zu unternehmen sei, in unserem Hauptquartier herrsche und die so dringend nothwendige Einigkeit zwischen den Preußen und Russen eher im Abnehmen wie im Zunehmen begriffen sei. Ich kann nicht leugnen, daß mir diese Wahrnehmungen oft sehr trübe Stunden machten und mir die frohe Lust, mit der ich mich sonst dem Kriegsleben mit aller seiner Spannung und der bunten Wechselfolge mannigfacher Ereignisse hinzugeben pflegte, nicht wenig beeinträchtigten.

Am 10. Juni kam es denn endlich nach längerem Hin- und Herziehen, wobei wir schon den empfindlichsten Mangel an Proviant zu leiden anfingen, bei Heilsberg zu einer Schlacht und ein glücklicher Zufall wollte es, daß ich so recht tüchtig in derselben mitkämpfen konnte. Die vom General von Bennigsen gewählte Aufstellung war zwar vortrefflich und sowohl durch natürliche wie künstlich gemachte Hindernisse sehr befestigt; allein es gehörte nun auch dazu, daß der Feind uns gerade ebenso angriff, wie man dies im russischen Hauptquartier erwarten zu können

geglaubt hatte. Allein um dies zu thun, war Napoleon ein viel zu kühner und genialer Feldherr; anstatt uns auf dem rechten Ufer der Aller anzugreifen, rückte er auf dem linken Ufer vor und so war der russische Schlachtplan schon gleich von vornherein zerstört, bevor es noch einmal zum Kampfe selbst gekommen war. Es gab unter den Generalstabsofficieren im russischen Hauptquartier sehr erstaunte Gesichter, als am Morgen des 10. Juni von den auf dem linken Aller-Ufer stehenden Vorpostentruppen, Meldungen über Meldungen einliefen, daß die Feinde mit immer stärker werdenden Colonnen im Anmarsch begriffen wären.

Sehr verschiedene Truppenveränderungen mußten in Folge dessen noch in schnellster Eile vorgenommen werden, und die ursprünglich beabsichtigte Ordnung ward den ganzen Tag nicht wieder hergestellt. Die französische schwere Cavallerie, von dem General Murat, einem der besten Reitergenerale, dem ich jemals gegenübergestanden habe, angeführt, eröffnete zuerst das Gefecht und drängte die Russen ziemlich ungestüm gegen das Städtchen Heilsberg zurück, bis unsere hier aufgestellten Batterien das weitere Vorrücken der Feinde hemmten. Bald aber kamen zahlreiche französische Geschütze in vollstem Galopp an, gingen kühn bis in die nächste Schußweite vor und eröffneten nun ein wirklich zerschmetterndes Feuer gegen unsere Reihen. Es war ganz wieder das so wirksame französische Manöver; zuerst ein recht verheerendes Artilleriefeuer gegen die Feinde zu gebrauchen und alsdann, wenn dieses seine Wirkung gethan und die feindlichen Reihen

gelockert hatte, mit den andern Truppengattungen zu einem ungestümen Angriff vorzugehen.

Bald nun tobte der Kampf auf verschiedenen Seiten und der Pulverdampf ward so stark, daß ich den Ueberblick über das Ganze verlor. Entschiedene Vortheile wurden in den nächsten Stunden von keiner Seite errungen; bald warfen wir die Franzosen zurück, dann aber wurden auch einzelne Abtheilungen unserer Truppen ziemlich heftig zurückgedrängt. Ein langer Junitag lag noch vor uns, viele Stunden konnten noch zum Kampfe verwendet und Tausende von Soldaten getödtet werden, bevor das Schicksal der Schlacht als irgendwie entschieden angesehen werden durfte.

Ich selbst befand mich gegen 4 Uhr Nachmittags — genau wußte ich nicht, welche Zeit es war, denn bei einem Sturz mit dem Pferde war mir bereits schon am Frühmorgen meine Uhr zerbrochen — bei dem zweiten Bataillon unserer Towarczys, welches hinter einer stark mit russischer Artillerie besetzten Schanze aufmarschirt dastand. Mit großer Schnelligkeit, Gewandtheit und Tapferkeit stürmte französische Infanterie, welche die Begünstigung des Terrains vortrefflich zu benutzen verstand, gegen diese Schanze und die russische Artillerie, deren Befehlshaber gleich anfänglich erschossen war, was die Mannschaft ungemein entmuthigt hatte, hielt sehr schlecht Stand. Das schon stark zusammengeschmolzene zweite Bataillon der Towarczys kaum noch 300 Pferde zählend — leider waren viele geborene Polen unter der Mannschaft in letzter Zeit zu den Franzosen desertirt — wollte zwar den ungestümen Andrang

der Feinde aufhalten, kam aber gleich ungeordnet zur Attaque, erhielt eine scharfe Salve und ging in Unordnung zurück. Ich entsinnne mich noch, wie zornig mich dies machte und daß ich in meiner Wuth einem fliehenden Towarczys so kräftig mit dem flachen Säbel über den Rücken hieb, daß mir die Klinge zersprang. Der Säbel eines erschossenen russischen Artillerieofficiers mußte mir nun als Waffe dienen. Es stand in diesem Augenblick hier äußerst schlecht um uns; die französische Infanterie hatte bereits den Hügel erstürmt und war eben im Begriff die Schanzen zu besetzen, als die russische Infanterie unter dem General von Wanneck einen ungemein entschlossenen Bayonettangriff auf die Feinde ausführte und dadurch das wieder gut machte, was die Artillerie vorhin verschuldet hatte. Es war wirklich eine Freude anzusehen, mit welcher muthigen Entschlossenheit die tapferen Russen vorstürmten, obgleich ihr Führer, von einer Kugel in der Brust getroffen, gleich anfänglich den Heldentod fand. Der preußische Hauptmann von Grolmann, ein Muster eines muthigen Officiers, der sich bei dem russischen General als Adjutant befunden hatte, führte die Russen mit lautem Hurrah nun weiter vorwärts. Die Franzosen hielten den heftigen Ansturm nicht aus, sondern wurden gehörig geworfen.

Unser zweites Bataillon Towarczys war endlich wieder gesammelt worden und im Verein mit dem ersten Bataillon dieses Regiments und unserm braven Dragonerregiment von Zieten hieben wir nun auf französische Cürassiere ein. Es ist stets für leichte Cavallerie ein gefährliches

Unternehmen, wenn sie auf Cürassiere, die durch den Brust- und Rückenharnisch, die steifen Stulphandschuhe und den Helm mit Roßschweif sehr gegen alle feindlichen Hiebe gedeckt sind, einhauen soll. Diesmal aber gelang es uns vollkommen. Die französischen Cürassiere hatten ihre großen, schweren Pferde schon so abgetrieben, daß sie nicht mehr in schneller Gangart uns entgegengehen konnten, sondern nur langsam vorrückten und uns zuerst mit einem ziemlich unschädlichen Feuer aus ihren Carabinern empfingen. In vollem Galopp brachen wir nun ein, und es kam zu einem sehr heftigen Reiterkampf Mann gegen Mann. Das war denn ein Vergnügen, bei dessen Erinnerung mir altem Mann das Herz noch jetzt lebhaft gegen die Rippen klopft. Die feindlichen Cürassiere waren altgediente Soldaten, die ihre langen Stoßpallasche mit viel geübter Gewandtheit führten und manchen Preußischen Reiter durchbohrten. Hätten sie besser reiten und ihre plumpen und müden Pferde schneller wenden können, so wären sie uns noch ungleich verderblicher gewesen wie dies jetzt der Fall war. Unsere flinken Reiter wußten den Franzosen womöglich stets die linke Seite abzugewinnen, wir Officiere riefen fortwährend: „Haut den Kerlen nicht auf die Brust, sondern in die Gesichter," was auch befolgt wurde, und so saß mancher Preußische Hieb und die Cürassiere purzelten aus den Sätteln, daß es eine Freude anzusehen war. Ich selbst kam mit einem riesigen Corporal in's Handgemenge. Wir fochten lange zusammen, bis Einer von uns dem Anderen eine tüchtige Wunde beibringen konnte; und ich blutete schon aus einer leichten Stichwunde im Schenkel,

als ich endlich meinem Gegner einen Hieb über die linke Hand gab, daß er die Zügel fallen ließ und sein scheu gewordenes Pferd mit ihm durchging.

Nach hartnäckigem Widerstand warfen wir endlich die Cürassiere auf ihre Infanterie zurück und drangen dann noch in rascher Attaque in eine französische Batterie ein, in der wir viele Artilleristen bei ihren Geschützen niederhieben und letztere vernagelten. Ein sehr lebhaftes Feuer der feindlichen Infanterie zwang uns endlich zu einem wohlgeordneten Rückzug. Ich persönlich war so hoch erfreut über diese glänzende Attaque der Preußischen Reiterei, und daß mir auch ein glücklicher Zufall vergönnt hatte, daran theilnehmen zu können, daß ich den Schmerz meiner leichten Stichwunde gar nicht fühlte und ein Kamerad mich erst darauf aufmerksam machen mußte, daß ich verwundet sei.

Eine noch glänzendere Waffenthat, die überhaupt mit zu den rühmlichsten zu zählen ist, die jemals in irgend einem Kriege von Preußischer Reiterei verübt ist, verrichteten jetzt zwei Schwadronen der berühmten schwarzen Husaren. Kaum 250 Mann stark, hieben diese braven Soldaten ein ganzes französisches Infanterieregiment bis auf den letzten Mann zusammen und eroberten den Adler desselben. Selbst die Russen wurden von dieser prachtvollen Attaque so hingerissen, daß sie die zurückreitenden Husaren mit lautem Jubelruf empfingen, in den ich natürlich aus vollem Herzen mit einstimmte.

Zeigte doch überhaupt in dieser Schlacht die Preußische Cavallerie sich ihres alten Ruhmes aus den Zeiten

Friedrichs des Großen würdig, und bewies, daß es mehr an der Führung wie an ihrem Muthe selbst gelegen hatte, wenn sie leider im letzten Feldzuge nur zu viele Niederlagen erleiden mußte.

Waren auch nun die Erfolge der meisten einzelnen Preußischen wie Russischen Truppentheile hier bei Heilsberg ungemein bedeutend, so wurden solche doch vom General von Bennigsen nicht auf eine so energische Weise benutzt, wie dies hätte geschehen sollen. Es fand keine allgemeine Verfolgung der arg mitgenommen französischen Truppentheile statt, obgleich wir noch viele Bataillone und Schwadronen besaßen, die noch gar nicht mit in das Feuer gekommen waren, sondern wir begnügten uns dort zu bleiben, wo wir den ganzen Tag über gestanden hatten, und die Franzosen durften ganz unbelästigt abmarschiren.

Ich selbst war am Abend ungemein erschöpft, denn ich hatte aus meiner Streifwunde doch mehr Blut verloren, wie ich anfänglich bemerkte; mein Schenkel war steif und geschwollen, und das Reiten verursachte mir empfindliche Schmerzen. Es war mir daher ungemein erwünscht, daß ein Chirurgus mir die Wunde mit einem Heftpflaster verklebte und einen festen Verband darüber knotete, worauf ich denn, wenn auch mit einiger Mühe, am anderen Tage wieder reiten konnte. Ein Stück Commißbrod, einige saure Gurken und eine Feldflasche voll Brandwein bildeten meine Abendmahlzeit, die ich mit wahrem Heißhunger verschlang, mich dann in meinen weiten Reitermantel hüllte, in einen Graben legte und sogleich in den

langen, süßen Schlaf der äußersten Ermüdung fiel. Am anderen Morgen erwachte ich frisch und munter, und auch meine Wunde, die bald wieder heilte, belästigte mich weiter nicht sonderlich.

Wir erwarteten nun Alle, Napoleon werde seiner Gewohnheit nach am folgenden Tage den Kampf mit erneuter Kraft fortsetzen, und freuten uns nicht wenig darauf; wurden aber getäuscht, denn es kam nur zu einigen unbedeutenden Plänkereien der Vorpostentruppen. Der französische Kaiser mußte doch gefunden haben, daß es nicht so leicht sei, die russisch-preußischen Truppen zu besiegen, wie er anfänglich gedacht haben mochte; und so fing er denn wieder an, geschickte Manöver zu machen, worin er freilich unseren Oberanführern unendlich weit überlegen war, statt seine besten Soldaten in unentschiedenen Kämpfen hinzuopfern.

Wir marschirten nun nach Königsberg zu, und bei der großen Hitze und der schlechten Verpflegung war dieser Marsch so anstrengend, daß von der Infanterie eine Menge Soldaten marode in den Gräben am Wege liegen blieben und nicht mehr mit fortkonnten. Angestrengtes Marschiren ist überhaupt meiner vielfachen Erfahrung im Kriege nach die schwächste Seite der gesammten norddeutschen, also auch Preußischen Infanterie, und hierin, aber auch nur hierin allein, besitzt die französische Infanterie einen wesentlichen Vorzug.

Ich selbst mußte auf diesem Marsch fast beständig im Sattel sitzen, und da mein Fuß mich doch noch schmerzte, so war dies eine ungemein anstrengende Tour.

Glücklicher Weise fand ich in dem mit Truppen überfüllten Königsberg bei einer Predigerwittwe, einer so braven, echt christlich und wahrhaft patriotisch gesinnten Frau, wie nur je eine im ganzen Preußischen Staate gelebt hat, ein stilles, freundliches Quartier, und da ich einen Tag Ruhe genoß, so konnte ich mich wieder recht erholen. Ein Bad in deu Wellen des Pregels erquickte mich ungemein und gab mir wieder ein neues Ansehen; denn Staub und Schmutz hatten mich fast so schwarz wie ein Mulatte gemacht.

Leider hatten wir bei Königsberg selbst noch ein blutiges, aber dabei nicht glückliches Gefecht zu bestehen, was einen höchst ungünstigen Einfluß auf den Geist unserer Truppen ausübte. Es war nun einmal in diesem unheilvollen Kriege vom Schicksal bestimmt, daß anfängliche Erfolge doch immer ohne ein günstiges Endresultat bleiben sollten, und selbst die größte Aufopferung einzelner Officiere und Truppentheile das Ganze nicht zu retten vermochte. Der Preußische Staat sollte erst eine lange und schwere, dabei aber höchst nützliche Schule der Leiden durchmachen, bevor er sich neustrahlend zu erhöhtem Glanze erheben durfte.

Daß wir aber jetzt in diesen Gefechten bei Königsberg nicht bessere Erfolge errangen, daran trägt, meiner festen Ueberzeugung nach, die Unentschlossenheit des Generals von L'Estocq, welche jetzt wieder mehr hervortrat, einen Theil der Hauptschuld. Der Oberst von Scharnhorst, der kleinlichen Intriguen, welche einige vom General von L'Estocq ungemein begünstigte Adjutanten fortwährend

gegen ihn schmiedeten, überdrüssig, hatte das Preußische Hauptquartier verlassen und mit ihm schwand der gute Geist desselben, der wesentlich mit zu den glücklichen Erfolgen der letzten Zeit beigetragen hatte.

Es war ein allgemeines Bedauern unter allen Officieren, da uns die Kunde von dem Rücktritt des Obersten von Scharnhorst als Chef des Generalstabes vom L'Estocqschen Corps ward, und ich entsinne mich noch, daß ein wegen seiner rücksichtslosen Freimüthigkeit, zugleich aber auch großen Brauchbarkeit vor dem Feinde, allgemein bekannter Rittmeister der schwarzen Husaren ganz laut ausrief: „Wenn die Franzosen das ganze übrige Hauptquartier gefangen genommen hätten und nur den Scharnhorst gelassen, so wäre der Schaden lange nicht so groß, als jetzt wo dieser geht und die anderen bleiben." Wir übrigen Officiere dachten ebenso, wenn wir freilich auch unsere Zungen besser in der Gewalt hatten.

Bei Schönbusch kam ich zuerst wieder in das feindliche Feuer, indem ich einen Befehl an unsere dort sehr hartnäckig kämpfende Infanterie überbringen mußte. Ein Zug Towarczys machte hier eine sehr ungestüme Attaque auf eine etwas zu hitzig vordringende Schwadron französischer Dragoner, hieb Viele derselben zusammen und jagte die Anderen in wilder Flucht davon.

Ich hätte sehr gern daran Theil genommen, allein meine dienstlichen Pflichten erlaubten dies leider nicht. Es herrschte übrigens an diesem Tage eine sehr beklagenswerthe Unordnung in allen Anordnungen; bald befahl der eigensinnige und eitle General von Rüchel, der Gouver-

neur von Königsberg war, etwas, dann gab der General von L'Estocq wieder ganz entgegengesetzte Befehle; wir Ordonnanzofficiere mußten um nichts und wieder nichts unsere Pferde müde jagen, und die armen, halb verhungerten Soldaten bei der großen Hitze nutzlos hin- und hermarschiren, so daß sie marode wurden, laut ihr Mißvergnügen äußerten und sich entschieden schlechter schlugen, wie es sonst ohne Zweifel der Fall gewesen wäre.

So schlug sich das bis dahin so brav gewesene Infanterieregiment von Rüchel an diesem Tage nur äußerst mittelmäßig, und auch die stolze Garde du Corps, die freilich sehr ungeschickt aufgestellt gewesen war, wollte nicht recht anbeißen und ging unordentlicher zurück, wie sich dies für ein Garderegiment Sr. Majestät des Königs von Preußen geziemt hätte.

Nur das Grenadierbataillon Fabecky, welches sich in diesem ganzen Feldzuge stets ausgezeichnet hatte, kämpfte von allen den Truppen, welche ich persönlich sah, mit unerschütterlichem Muthe, und machte durch seine Aufopferung Vieles wieder gut, was die Anderen verdorben hatten.

So waren wir am Abend denn bis in Königsberg selbst hineingedrängt, hatten alle unsere Positionen verloren und die Franzosen eröffneten eine Beschießung gegen die Stadt, welche zwar keinen großen Schaden, jedoch eine große Verwirrung anrichtete. Die alten Weiber heulten und schrieen Zeter und glaubten, der Untergang der Welt sei gekommen, wenn mitunter die Fenster vor der französischen Kanonade erdröhnten, und es gab eine

Menge tragikomischer Scenen, obgleich das Bombardement der Franzosen, das gar nicht ernstlich gemeint war, fast gar keine Beschädigungen veranlaßte.

Wir hofften noch ganz sicher Königsberg, diese alte, treue Hauptstadt des schönen Ostpreußens, so lange vertheidigen zu können, bis die russische Hauptarmee unter dem General von Bennigsen heranmarschirt käme. Da traf am Morgen des 15. Juni die Trauernachricht von dem Verlust der großen Schlacht ein, welche die Russen am vorigen Tage bei Friedland geschlagen hatten. Das war eine gar böse Kunde; denn man durfte nun leider nur das Schlimmste für unser Preußisches Vaterland erwarten.

Wir mußten sogleich Königsberg räumen, und es war dies ein ungemein schmerzlicher Abschied. Ueberall standen Gruppen weinender Männer und Frauen aus allen Ständen auf den Straßen, und eine Menge wohlhabender Familien bereiteten sich zur eiligen Flucht vor, da sie den in kürzester Frist zu erwartenden Einmarsch der französischen Truppen nicht mit ansehen wollten.

Ich war jetzt beim Obersten von Wierbitzky, der die Schwadronen von Württemberg- und Prittwitz-Husaren befehligte, und wir bildeten die Nachhut der abmarschirenden Truppen. Es gab viele der traurigsten, oft aber auch wieder verdrießlichsten Scenen und wir Officiere mußten alle unsere moralische Kraft aufbieten, um gefaßt zu bleiben und den schon geistig wie körperlich sehr mitgenommenen Soldaten stets ein gutes Beispiel zu geben. Ich selbst hatte noch das Eine meiner Pferde der

jungen Ehefrau eines mir näher befreundeten Infanterie-Officiers geliehen, welche sich aus der Stadt flüchtete, um den oft sehr brutalen Zudringlichkeiten der französischen Soldaten zu entgehen. Das arme, kleine Frauchen saß zitternd und zagend auf dem Husarensattel meines Pferdes, welches ein Packknecht führte, und mußte auf diesem Rückmarsch zahlreiche Auftritte der Rohheit mit erleben, welche sich gerade nicht für eine Frau eigneten. Viele unserer Soldaten, besonders von der Infanterie und mehr noch von den Freicorps, welche wir bei uns hatten, waren total betrunken, sangen die schmutzigsten Gassenhauer, knallten aus Muthwillen ihre Gewehre in die Luft ab, ja versuchten sogar zu marodiren, und zu desertiren. Wir Officiere mußten gegen solchen Unfug, der die allerschlimmsten Folgen nach sich ziehen konnte, möglichst energisch einschreiten, und ich habe selbst manchen derben Hieb mit der flachen Klinge auf die Köpfe der betrunkenen Nachzügler ausgetheilt. Leider fingen viele Ausländer bei der Infanterie jetzt zu desertiren an, und wir Husaren hatten große Mühe, dies möglichst zu verhindern. Ueber einige wiederergriffene Deserteure wurde sogleich Standrecht gehalten, und dieselben noch in der Nacht zum warnenden Beispiel für die Uebrigen erschossen. Ich selbst commandirte bei einer solchen Execution, wo ein ergriffener Deserteur vom Füsilierbataillon Stutterheim, der sich bei seiner Wiederergreifung widersetzt und dabei einen Husarencorporal mit dem Bajonnette verwundet hatte, erschossen wurde. Es wäre mir erwünscht

gewesen, wenn mich nicht der Befehl dazu getroffen hätte der Delinquent aber, ein geborner Pole, benahm sich ungemein kaltblütig und rauchte seine kleine Pfeife ruhig bis zum letzten Augenblicke fort. In meinen späteren Feldzügen habe ich noch wiederholt dergleichen Executionen commandiren müssen, niemals aber ein gewisses peinliches Gefühl überwinden können, wenn mich meine dienstlichen Pflichten zwangen, einen derartigen Auftrag auszuführen.

Es war mit ein großer Vorzug des Kaisers Napoleon, daß er jeden errungenen Sieg auch sogleich auf die nachdrücklichste Weise zu benutzen wußte und den geschlagenen Feind schleunigst ohne Ruh und Rast verfolgen ließ, bevor dieser sich noch wieder hatte von den Folgen der Niederlage erholen können. So geschah dies auch jetzt; die französischen Truppen marschirten uns sogleich nach, und wir hatten besonders am 17. Juni noch mehrere heftige Gefechte mit denselben. Ein Theil unserer Infanterie war durch die vielen Strapazen der letzten Zeit so erschöpft und auch geistig so niedergedrückt, daß sich viele Soldaten nur äußerst mittelmäßig schlugen.

Die Rathlosigkeit in unserem Hauptquartier, aus dem mit dem Obersten von Scharnhorst der gute Geist fortgegangen war, theilte sich jetzt leider auch manchen Truppentheilen mit, und es gab auf diesem viel zu übereilten Rückmarsch genug Scenen, die mit ansehen zu müssen ein Preußisches Soldatenherz mit Recht betrüben konnte. Namentlich hatte auch die Infanterie sehr viele Marode, die erschöpft in den Weggräben liegen blieben und zu

Hunderten widerstandslos von den nachrückenden Franzosen gefangen genommen wurden.

Am Morgen des 18. Juni hatten wir wieder ein ziemlich lebhaftes Gefecht mit dem Feinde, und hierbei kam ich während dieses Feldzuges das Letztemal in das Feuer. Die Franzosen, durch das viele Glück der letzten Tage ungemein kühn geworden, drängten hitzig vor; unsere Füsiliere und die Husaren vom Regiment Württemberg, welches sich überhaupt in diesem Feldzug vielfach hervorgethan hatte, hielten aber wacker Stand. Auch die Russen unter dem General Fürst Bagration, der ein persönlich sehr muthiger Mann war, kämpften mit großer Kaltblütigkeit, und so erreichten wir vollkommen unseren Zweck, die Feinde von dem weiteren Vorwärtsdrängen abzuhalten.

Am Abend dieses Tages marschirten unsere Truppen bei Tilsit über die Memel und nahmen jenseits derselben im Verein mit den Russen eine feste Aufstellung. Wir glaubten sicher, daß es hier sehr bald nochmals zu einer großen Hauptschlacht kommen werde, und wir Officiere, sowie der bei weitem größte Theil der besseren Soldaten in allen Regimentern, besonders auch bei der Cavallerie, freuten uns sehr darauf.

So konnte es nicht länger fortgehen; wir durften das kleine Stücklein des einst so großen Preußen, welches wir noch allein besetzt hatten, nicht dem Feinde ohne Weiteres räumen und uns nach Rußland zurückziehen, ohne nicht noch einmal bis auf das Aeußerste gefochten zu haben.

Der Muth der Verzweiflung erfüllte jetzt viele Officiere, und wir waren fest entschlossen, bei der nächsten Gelegenheit weder Pardon zu geben noch zu nehmen.

Ich entsinne mich noch, daß am Abend des 19. Juni ein Kreis von einigen fünfzig Officieren, meist den Husarenregimentern Württemberg und Prittwitz, den Zieten-Dragonern, den Grenadierbataillonen Schliefen und Fabecky, den Füsilierbataillonen Wackenitz und Stutterheim und noch einigen anderen Truppentheilen angehörig, sich um ein kleines Wachtfeuer, auf welchem die Schwarzbrodsuppe, die unser einziges Abendessen bildete, kochte, eingefunden hatte. Wir waren Alle ohne Ausnahme in einer ungemein trüben Stimmung und von munteren Scherzen und lautem Gelächter, wie solche sonst fast immer vorkommen, wenn junge Officiere sich zusammenfinden, ward nichts gehört. Die traurige Lage des geliebten Preußenlandes und die vielen Unglücksfälle, welche unsere Armee — mitunter leider durch ihre eigene Schuld — erlitten hatte, bildeten den Stoff unserer Unterhaltung; häufig auch untermischt mit Hoffnungen, auch wohl Befürchtungen über den Ausgang der mit Zuversicht in den nächsten Tagen zu erwartenden Schlacht.

Ein junger Officier von Württemberg-Husaren, der sich bis jetzt bei jeder Gelegenheit ausgezeichnet hatte — er fiel 1813 bei Leipzig vor dem Feind — sprang plötzlich auf und rief mit erhobener Stimme: „Kameraden, das Schicksal der nächsten Schlacht ist unentschieden und steht in Gottes Hand; laßt uns aber gegenseitig das Wort

geben, daß wir Alle persönlich fechten wollen, so lange wir noch Athem in der Brust haben, und daß sich Keiner von uns, außer er sei schwer verwundet, den Franzosen als Gefangener ergiebt." Mit wahrer Begeisterung leisteten wir Alle diesen Schwur und hätten solchen auch ohne Zweifel gehalten, wenn es wirklich noch zum Kampfe gekommen wäre. Ein anderer Officier von Stutterheim-Füsilieren forderte uns darauf das Versprechen ab, niemals in unserem ferneren Leben, möge auch unser Schicksal sich nun gestalten wie es wolle, für die Franzosen und deren Kaiser Napoleon, sondern wenn dies nur irgend möglich wäre, stets gegen dieselben kämpfen zu wollen. In der erhobenen Stimmung, in der wir uns Alle in diesem Augenblick befanden, leisteten wir auch sogleich mit lauter Stimme diesen Schwur. Kein Einziger von uns Allen hat ihn gebrochen, kein Einziger ist in westphälische oder Dienste eines Rheinbundsfürsten, wie es leider aus Noth gezwungen so viele ehemalige Preußische Officiere gethan haben, getreten, sondern die Meisten von uns suchten 1810—15 in Spanien jede nur irgendwie mögliche Gelegenheit auf, fort und fort gegen die Tyrannei dieses Napoleon und den Uebermuth seiner Franzosen zu kämpfen. So viel ich allmälig erfuhr, blieben über ein Dutzend von diesen Officieren, welche hier an den Ufern des Pregel den Franzosen ewige Feindschaft schwuren, mit den Waffen in der Hand gegen diese alten Erbfeinde Deutschlands. Friede und Ehre sei ihrer Asche, und möge ein gleicher Sinn jetzt noch in den Officier-

corps aller Preußischen wie sonstigen Deutschen Regimenter fortleben.

Es kam jedoch am 20. Juni nicht zu der großen Hauptschlacht, wie Alle erwartet und die Meisten gehofft hatten; hingegen brachte am 21. Abends ein Adjutant die plötzliche Nachricht, daß russischer Seits vorläufig ein Waffenstillstand mit den Franzosen abgeschlossen worden sei; das war ein harter Schlag für unsere Hoffnungen. Allein für sich konnte das kleine, ohnehin schon so geschwächte Preußen den ferneren Kampf gegen die Uebermacht Napoleons, dessen Heer fortwährend noch durch sächsische und deutsche Rheinbundstruppen verstärkt wurde, nicht aufnehmen; das mußte selbst dem Kurzsichtigsten klar sein, und so war denn die Zertrümmerung unseres Vaterlandes entschieden. Vor Schmerz und Zorn sah ich jetzt manche Officiere bittere Thränen weinen, deren Augenwimper nicht gezuckt hatte, wenn es in das schärfste feindliche Feuer hineinging. Auch die vielen russischen Officiere, mit denen ich in persönlicher Waffenbrüderschaft verkehrte, waren über diesen Waffenstillstand, dem voraussichtlich bald ein Frieden folgte, sehr erregt, wenn sie freilich diese Gefühle lange nicht in dem Maße hegten, wie dies bei uns Preußen der Fall war. Es schmerzte mit Recht den russischen Nationalstolz, unmittelbar nach einer verlorenen Schlacht, wie die bei Friedland war, mit den übermüthigen Feinden einen Frieden machen zu müssen, ohne nicht noch einmal zuvor durch eine glänzende Waffenthat diese Scharte wieder auswetzen zu können.

Was jetzt zu erwarten war, traf auch in schneller Folge ein, denn bereits am 26. Juni erhielten wir den Befehl, jede fernere Feindseligkeit gegen die Franzosen einzustellen, da auch unsererseits ein Waffenstillstand abgeschlossen sei. Wir trennten uns nun von den Russen, was meinerseits mit aufrichtigem Bedauern geschah, da ich viele persönliche Freunde unter den russischen Officieren besaß.

Wir marschirten sofort in weitläufige Cantonnirungen hinter die Gilge, da wir bisher ungemein eng gestanden hatten und die Verpflegung schon äußerst mangelhaft wurde. Bei manchen Officieren war auch jetzt noch ein schwacher Funke der Hoffnung auf baldigen Wiederanfang der Feindseligkeiten, da sich das Gerücht verbreitet hatte, die Engländer wollten neue Subsidiengelder und Waffen senden und Oesterreich ebenfalls den Kampf gegen Napoleon wieder anfangen. So schön dies nun auch alles gewesen wäre, so theilte ich für meine eigene Person diese Hoffnungen doch nicht im Allermindesten, sondern war auf das Schlimmste gefaßt. Leider sollte ich mich auch hierin nicht getäuscht haben.

So ward denn der Friede zu Tilsit geschlossen, und damit Preußen zur tiefsten Schmach, die nur einen Staat treffen konnte, verdammt. Von diesem Tage an, stand — Dank sei es der Unfähigkeit, Unentschlossenheit und Uneinigkeit seiner Gegner — Napoleon Bonaparte auf der Höhe seiner Macht.

Welche unsäglich bitteren Gefühle die Brust aller ehrliebenden Preußischen Officiere erfüllten, als uns

dieser Friede mit seinen schmachvollen Bedingungen bekannt wurde — daran mag ich auch jetzt nicht mehr zurückdenken, obgleich schon über 50 Jahre seitdem vergangen sind. Es war uns Allen als ob ein tiefer Schnitt uns bis in das innerste Mark unseres Lebens getroffen hätte.

So endete der mit so großen, hie und da wohl leider ungerechtfertigten Hoffnungen, begonnene Kampf von 1806 bis 1807. Möge das Preußische Heer niemals dazu verurtheilt sein, einen zweiten ähnlichen Krieg ausfechten zu müssen!



Druck von G. Bernstein in Berlin.

48
48
2.24
4 - 0



